

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Spitzer	205
Dannviche. Von Meta Schoepp	209
Kudwig Max Goldberger. Von Willner.	214
Die Entstellung inaktiver Offiziere. Von Willibald Stavenhagen.	219
Hamburgs Bollenschuß. Von Emil Sandt.	224
Ein Brief Dostojewski's	230
Werfen. Von Cadon	234
Das Recht auf den Schlüsselroman. Von Richard Vahr	237

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.

MANOLI

Neue Marken

Montebello 5, Optima 10

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Hausinkur bei Nierengries, Gicht, Stein, Eiwass und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

— 1912 — 14,327 Badegäste und 2,245,831 Flaschenversand. —

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

MOSSE & SACHS

Berlin NW. 7
Unter den Linden 56
(Haus Zollenhof)

Bankgeschäft

Telepr.: Zr. 12450-52
Telegraphen-Adresse:
Samosbank

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertrauliche Ermittlungen und Beobachtungen jeder Art.
Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 6051. Potsdamerstr. 134 a.

Constantin Cigaretten

* Vornehmste Marke ®



Berlin, den 15. November 1913.

Splitter.

Der norwegische Südpolfinder Roald Amundsen wollte, in seiner Väter Sprache, den flensburger Stammesgenossen von seiner Reise erzählen. Der Präsident der Königlich Preussischen Regierung hat den Vortrag verboten. Von Rechtes wegen. Das Vereinsgesetz erlaubt solchen Eingriff in die Redefreiheit; will hindern, daß die Dänen Nordschleswigs, die vor einem Halbjahrhundert Preußen wurden, skandinavische Laute ins Ohr aufnehmen und durchs Ohr die Sehnsucht nach der alten, verlorenen Heimath einlassen. Amundsen ist in der Skandinavienwelt heute der populärste Mann und seiner Landsleute Stolz? Thut nichts; das Gesetz über Alles; in dieser Grundmauer des Staates ist nicht das winzigste Spältchen zu dulden. Schön. Doch das Gesetz, um das es sich hier handelt, befiehlt nicht, sondern gestattet den Eingriff; ob er nöthig, ob nützlich ist, hat, vor jedem einzelnen Fall, der für die Anwendung Verantwortliche zu prüfen. Und klingt nicht aus hundert Schänken allnächtlich das Lied „Deutschland über Alles“? Wird diesem Deutschland, seinem Ansehen, dem Glauben an seine Macht dadurch genügt, daß man einem dänischen Kammerfänger verbietet, in der haberslebener Kirche eine fromme Hymne zu singen, einem norwegischen Polarfahrer, in Flensburg den Bericht über seine Reise vorzutragen? Muß die Nachbarschaft nicht meinen, das Deutsche Reich sei in seinem Gefüge so morsch,

in West, Ost, Nord durch fremde Volkssplitter so gefährdet, daß es um sein Leben bangen muß, wenn Franzosen, Polen, Dänen irgendwo öffentlich die Laute hören, die ihre Mutter sprach? Das meint die Nachbarschaft; und wärmt an diesem Glauben manche Hoffnung, die noch gestern verwegenschien. Deshalb, heißt's, scheut dieses Reich, dessen Heer doch ins Ungeheure wuchs und wächst, so ängstlich jede Kriegsmöglichkeit, deshalb ist's zum Wirken in's Internationale so schüchtern und giebt, wenn hinter den Worten der Zwang zur That droht, so nett nach: weil es des Zustandes im Inneren nicht sicher ist und fürchten muß, nach dem Ruf zum Kampf das Reichsgehäus bersten zu sehen. Der Glaube trägt. In würdiger Ruhe dürfen wir, ohne geküßtes Gebrüst, sagen: Den Furchtsamsten brauchen die Splitter nicht zu schrecken. Elfaß-Lothringen, Bosen, Nordschleswig: lebt da, schwält unier der Asche des großen Schmerzes der Wunsch, Preußen und das Reich zu zertrümmern, dann wird dieser Wunsch nicht von Kräften bedient, die ihm in Zerstörergewalt helfen könnten. Das ist einfache Wahrheit. Daß sich ihr draußen der Glaube versagt, ist die Schuld der Regirenden, die keine Gelegenheit zu unklugem Handeln versäumen. Keine: und müßten sie schweigen, um die flinke Maid zu haschen.

„Einen führen Mann, dessen die Europäergemeinschaft sich freut, weil seine Lebensleistung ihr beweist, daß sie auch den Muth der Physik noch nicht verlernt hat, einen im anständigsten Sinn Brutalen wollen wir nicht mit der Last kleinlicher Vormundschaft kränken. Wir könnten seinen Vortrag verbieten; ihn zwingen, auf deutscher Erde deutsch zu sprechen oder zu schweigen. Wir wollen nicht. Auch unseren Staatsgenossen dänischen Stammes, denen schwer genug ward, sich in den gewandelten Status zu schicken, nicht die edle Freude mißgönnen, eine Stunde lang gemeinsam die ihnen liebe Sprache zu hören und sich an dem Bewußtsein zu stählen, welche Schaar muthiger, in Eisesnoth, in jeglichem Schrecken des Unwetters furchtlos tüchtiger Männer der kleine Bereich skandinavischer Länder der Menschheit geschenkt hat. Roald Amundsen, dessen Hand die Kaiser und Könige zu drücken begehrten, ist kein Wähler, ist uns kein lästiger Fremdling; frei mag er die Sprache wählen, in der von seines Lebens That berichten will. Das dürfen wir ihm erlauben; und müssen, weil wir's dürfen: denn unsere, der im Namen des Königs Regirenden, Aufgabe ist nicht,

den in den Staatsverband Aufgenommenen das Dasein darin unlieb zu machen, sondern, durch die Gewährung jeder mit Preußens Selbsterhaltungspflicht vereinbaren Freiheit, ihnen zu zeigen, daß dieser Verband nicht unzerbrechlich nur, sonder auch wohlthätig ist.“ Wäre mit solcher Verkündung dem Reichswohl nicht mehr genügt als mit dem Verbot, das alle Skandinaven in Wuth empört, alle nicht mit ihrem völkischen Gefühl Verheiligten zu Hohngelächter gestimmt hat und das vier Tage nach dem Erlaß, weil es, Allen, gar zu arg mißfiel, zurückgezogen werden mußte? Nicht mehr als mit verschmitztem Zwinkern („Wir haben vier Oberlandesgerichts-sprüche für uns“) und eine spätere Huldblaune („Als edle Seelen lassen wir, trotzdem, Milde walten“), die den Begnadeten mit harikantigem Peitschenstiel neckisch streichelt?

Ganz gehören, bis in das Mark ihres Gemüthes, dem Staat nur die Menschen, die seiner Amisshäupter Sprache sprechen. Nur sie wollen ihn; noch um den höchsten Preis, den der Sterbliche zahlen kann. Dem mit anderer Zunge Redenden ist er vielleicht ein unausrottbares Uebel, vielleicht eine leidlich eingerichtete Wartehalle, in der sie überwintern, bis eines Frühlinges Sonne den Weg in die Heimath des Herzens enteilt. Wer einem Volke, gar einem nordgermanischen, die Sprache zu nehmen trachtet, will es, in seiner völkischen Sonderheit, töden. Das kann Pflicht fordern; dem Eroberer, der von dem in Kornacker gewandelten Schlachtfeld jedes Hä'mchen ernten und der Herkunft dazu rüstiger Miethlinge nicht nachfragen mag, nachts noch in schläfrige Ohr posaunen: „Die Mark, deren Scholle Dein Pflugschar furcht, ist Deinem Kinderland, zu Schutz und Trutz, unentbehrlich; damit sie sein werde, sein bleibe, muß die Sprache des Stammes sterben, der ihr verwurzelt war, bis Deiner Väter Schwert das Erdbett dieser Wurzel zerwühlte. Stirbt mit der Sprache der Stamm: Dir ist's, Deiner Gemeinschaft, nützlicher als üppiger Nachtrieb aus der gelockerten Wurzel. Nicht nazarenisch sanft sei uns allem von dem Zufall, der Vorsehung Undorfsichtiger, auf Deine StraÙe Gewehten in Pfliegerzärtlichkeit hingegen. Sei, Mann im Männervolk, grausam wie ewig wirkende Naturgewalt, die reutet und wegschwemmt, was ihr nicht fruchtet.“ Wo der Muthwille (auch dieses deutsche Wort ward, wie „Eigensinn“, vom Junsthor der Weichlinge verrufen) zu der Grau-

samkeit des Menschheitsurstandes fehlt, ist Härte Thorheit. Chincane hat nie eine Sprache getödet; nie einer den Geltungsbereich geschmälert. Und dürfen wir, wenn nicht das Brot noch das Lustspiel des nächsten Monats das letzte Ziel nationalen Aufwandes ist, den Tod, nur das Siechthum einer germanischen Sprache wünschen? Graute nicht gestern der Tag, der Angelsachsen in die Gemeinschaft mit Slaven riß, auf daß der Wall ihrer Leiber den Vorstoß der Festlandsgermanen hemme?

Viele Fragen; und allen wird eine Antwort. Das Deutsche Reich von heute hat verlernt, durch den schreckenden Entschluß zu kühnem Handeln den Feind zu bändigen und den unüberwindlichen oder als Mitwirker zum Wohl des Gemeinwesens unentbehrlichen sich in Redlichkeit zu versöhnen. Wenn aus dem mächtigen, in Wirthschaftsfülle strotzenden Deutschland Dänen, statt ihre Landsleute in die Bundesstaatsgenossenschaft herüberzuwinken, sich in ihre Enge zurückziehen, dann ist nicht in ihrer besonderen Bössartigkeit die Schuld zu suchen; ist sie nur in dem Ungeschick Derer zu finden, die in der Nordmark befehlen. Ein Vierteljahrhundert des Schwankens zwischen Zorn und Hoffnung: begreiflich. Nur aus überhitzten Hirnrinden glimmt jetzt noch Hoffnung; und unter dem Walten majestätischen Menschenverstandes wäre der Zorn längst verfladert. Die Polen sarmatische Schweine, die Elsäßer Wackes zu schimpfen, den Dänen ein Gedächtnißfest zu vergällen, ist nicht schwer; vermöchte ein trunkener Rüpel. Ihnen ins Bewußtsein zu hämmern, daß ihr Schicksal dem des Deutschen Reiches, also auch Preußens, unlöslich vermählt ist, daß dieses Reich und dessen Vormacht durch fremdes Zetteln nicht zu zerstören, doch willig sind, den eingefügten Gliedern jede dem Haupt und dem Rumpf der Nation erträgliche Regungsfreiheit zu gönnen: dahin strebe, unter Sonne und Sturm mit gleich frohem Eifer, Staatsmannskunst. Zweifelte ein nicht vom Würdenpfehl ins gemeine Leben Niederblinzelnder, daß eine Auslese unbefangener verständiger Deutschen mit den fremden Reichsgenossen ins Reine käme, ehe drei Monde geschwunden sind? Jahrhundertfeier. „Was ist zu unternehmen?“ Erzherzog Johann von Oesterreich fragt; und antwortet: „Was ich thäte, schreibe ich her: Zuerst Deutschland aussegnen!“ Am fünfzehnten November 1813.

Dannevirke.

In jütisches Weib suchte seine Söhne. Suchte zwei Söhne, die groß waren und stark und blond, die eben in ihres Lebens Lenz getreten waren und ihre Lehmhütte in brauner Haide verlassen hatten, weil dänische Brüder sagten: „Selbst dem König, Ihr tapferen Männer, dem man sein Land nehmen will!“

Eine jütische Mutter suchte ihre Söhne, die ihr lachend „farwell!“ zuriefen, während ihre rauhen Finger prüfend über der Sense rostige Klinge glitten; über den glänzenden Aalstecher, der so gut geeignet war, einen verhassten Deutschen zu harpuniren. „Farwell!“ sagten die Söhne und schritten durch die Haide auf schweren Kloten. Braun war die Haide und endlos; und blau der Himmel, der sie überspannte. Wie Riesen sahen die jungen Männer aus, die die einzigen Menschen auf dieser endlosen Fläche waren. Den Grüttopf trug der eine, der andere den Beutesack über dem Rücken. Einmal wandten sie sich und schwangen den dreizinkigen Aalstecher und die blühende Sense. Das war der letzte Gruß, den die Jüdin von ihren Söhnen erhielt.

„Farwell!“ murmelte die Mutter; „farwell!“ Und anders klopfte ihr Herz als sonst, wenn die Weiden zum Torfmoor gingen oder weit weg zur Küste, weil die Rede ging, ein Schiff sei zu Wrack geschlagen. Sie dachte nicht: „Wie viel werdet Ihr heimbringen? Sheepunsch sollt Ihr haben, wenn Ihr heimkommt!“ Sie dachte: „Weit ist der Weg, den sie gehen müssen. Ist der König so schwach, daß er einer Mutter beide Söhne abnimmt, um sich zu helfen?“ Es sah schön aus, wie die dänischen Rothröcke vorüberkamen, und es klang gut, als sie sagten: „In Stücke wollen wir die Deutschen hauen, die unserem armen König sein Land nehmen wollen.“ Aber konnten sie Das nicht allein thun von ihren schönen Pferden herunter? Mußten dabei die zwei Söhne helfen? Und weiter dachte sie nichts in vielen Tagen, da sie allein auf der Bank vor der Hütte saß; da sie des Windes Klagen lauschte, der über die Haide fuhr, da sie Stunden lang, Stunden lang den Horizont aus brennenden Augen absuchte.

Groß und hager und sehnig war sie; hatte graues, struppiges Haar, das unter rothem Kopftuch sich hervorbrängte; hatte braune Fäuste und ein braunes, runzliges Gesicht, aus dem finstere, kleine Augen mißtrauisch glühten. Fast wie ein Mann sah sie aus im Kittel und kurzen Rock; aber in ihrem Herzen wohnte seit Tagen einer Mutter bebende Angst.

Einmal kamen Rothröcke vorüber. Wußten nichts von den Söhnen. Hatten keine Zeit gehabt, sich umzuwenden, wenn verschmachtende Stimmen um Wasser riefen; wenn todtwunde Brüder um Hilfe wimmerten. Hatten Büchse und Mantelsack abgeworfen, die hinderlich waren auf der tollen Flucht vor Wrangels siegreichen Preußen; hatten nur an Rettung gedacht vor der Holsten trefflicheren Büchsen,

Einmal kamen Landsleute vorbei aus der Gegend von Apenrade. Hatten armsüßiges Gerümpel auf seiberlosem, knarrendem Wagen; führten einen Schwerkranken bei sich, dem eine preußische Granate das Bein weggerissen. Windmüller war er; hatte den Dänen durch seine Mühle angegeben, wo der Feind stand, und hatte jammervolle Strafe gefunden. „Teufel sind Preußen“, erzählten sie und ballten die Fäuste. „Und die Söhne sahet Ihr nicht?“ „Ach, wie soll man auf blonde Jüten achten. An den Wegen liegen welche; in den Feldern; das Gesicht zu Boden. An den Knien liegen sie und frisches Blut ist auf grünem Gras; an den Mooren liegen sie mit ausgestreckten Armen. Und Raben hocken auf Erden und ihr Gefräß geht Einem durchs Mark.“

„Aber wer sind Preußen? Was thaten wir den Preußen?“ Und der Jüdin ist, als ob sich Nadeln ins Herz bohren; denn an die hingestreckten Körper denkt sie und der Raben Gefräß.

Ja, wer sind Preußen? Was that man ihnen? Der Dänen Feinde sind sie. Hunde und Wölfe sind sie. Das Land wollen sie, das den Dänen gehört! Auf einmal sind sie da. Brüder sagen die Holsten zu ihnen. Aber die Dänen schütteln die Fäuste! Die Dänen wissen, daß sie stehlen und mordend und brennen! Hundert Jahre stand die Mühle. König Christian ritt vorbei und nahm ein Glas Milch von der Müllerin. Einen Spezies gab er dafür. „Noch hundert Jahre!“ sagte er. Und nun sind es nicht zwei; und in Flammen ging sie auf. Ein feuriges Rad waren die Flügel, lohten gräßlich in finsterner Nacht und aus dem Holz winselte und schrie es; sie wollte nicht sterben, die alte Mühle! Die Preußen aber lachen und fangen den brennenden Speß auf und suchen nach Schinken und Käse.

Aber die Söhne! Die Söhne! Nie thaten sie den Preußen etwas zu Leid. Gruben im Moor, brannten Torf. Der König aber rief sie zu Hilfe.

Die Müllerin weinte, denn aus dem Wagen tönte des Kranken schreckliches Stöhnen.

„Fragen die Teufel danach? Im Frieden war das Land und sie bringen den Krieg. Was kümmern uns die Herzogthümer! Was können wir für die Sünden, die Die in Kiel begehen! Vom König wollen die Holsten nichts mehr wissen und deshalb brennen die Preußen die alte Mühle nieder? Eine provisorische Regierung ist da und deshalb kommen die Freischärler aus ganz Deutschland, um in den unschuldigen Herzogthümern zu plündern und zu rauben? Sie sagen, Brüder sind sie uns? Ach, daß die Brüder an den Galgen hängen möchten! Ach, daß das mächtige Dänemark sie finge wie die Mäuse und ihnen den Garaus machte!“

Weiter ziehen sie auf knarrendem Wagen durch endlose Haide. Rothes Bettzeug liegt im Wagen; oder ist es Blut, das es färbte? Säcke und Hausrath liegen darin. Kinder laufen neben dem Pferd und wie irr folgt die Frau neben dem finsternen Knecht. Mit hängenden Armen aber stand die Jüdin,

Und mehr kamen, mehr; erzählten von Brand und Mord; erzählten von wüthenden Feinden, erzählten von des Krieges Schrecken. Von röchelnden Jünglingen am Wege erzählten sie, von blutgetränktem Zeug, von einem Rothrock auf zügellos daherstürmendem Pferd, dessen gelbe Mähne wie Lohe war, das aus weit aufgerissenen Rüstern schnaubte und selbein lief; er aber hing auf ihm mit durchschossener Kehle. Und die Söhne? Groß waren sie und stark und blond.

Wie sollten sie es wissen? „Frage die Preußen!“

Und sie dachte mit dem Schmerz, der sich nicht beschreiben läßt: In den Feldern liegen sie und am Wege, das Gesicht nach unten! An den Mooren liegen sie und auf den Erden sitzen die Raben . . .

Und Wochen vergingen. Wochen, in denen die Frau fast irr wurde. Sie sah die Bank, auf der die Weiden geessen, das Lager, auf dem sie geschlafen, das Stück Bernstein, mit dem sie gespielt, als sie Kinder waren. Sie stierte auf den Grüttopf, der nicht leer wurde, auf die Salzheringe im Faß, die sie zur Grähe aßen, und raufte die grauen Haarsträhnen und rief laut ihre Namen. Aber als Alles still blieb und die tönende Einsamkeit ihr Grauen verursachte, griff sie nach Sack und Gröhe und eisenbeschlagenem Stock. In plumpen Holzschuhen, in grauem Kittel und kurzem Rock verließ sie die Hütte, die wie ein Stall aussah, so elend und erbärmlich; schritt über die Haide, der Richtung zu, die die Söhne eingeschlagen. Und manches Mal war es wie dumpfes Schluchzen, das aus zerrissener Brust sich emporquälte; manches Mal war es wie röchelndes Stöhnen.

Eine jütische Mutter suchte ihre beiden Söhne. Sie schritt über die braune Haide, ließ ihre schmerzenden Augen umherirren, schritt im Moor, schritt vorwärts auf tiefgleisigen Straßen. Und jeder Tag, der zur Neige ging, ließ den Haß gegen die Feinde, die ihr die Söhne genommen, zur Wuth anwachsen, die sinnlos wurde, bestialisch. Eine Mutter suchte ihre Söhne; und die Angst, daß ihr Suchen umsonst sei, brachte sie dem Wahnsinn nah. Welche Schrecken sah sie! Ueber aufgewühltes Land ging sie; wie die Raben darüber kreisten! Wie sie frähszend sich niederließen! Reiche Beute müssen sie wittern. Ach, Blutgeruch ist in der Luft; Leichengeruch trägt der Wind herüber. Grünes, zerstampftes Land ist da plötzlich; und Pferdekadaver; zerbrochene Waffen, zerrissene Röcke, blutige Tornister . . . Ein Toter neben dem Pferd; mit weit offenen Augen, die Hände in den grünen Teppich gekrallt . . . Auch einer Mutter Sohn! Wie sie wohl wartet! Wie sie wohl seufzt! Hier liegt er. Fraß für die Raben!

Und da ist einer der fremden Teufel! Und noch einer! Liegen ja Mutter, die ihre Söhne sucht! O Ihr Teufel! O Ihr Verfluchtent! Und der eisenbeschlagene Stock saust auf die bleichen, jungen Stirnen, saust auf eine durchschossene Brust, auf ein zerschmettertes Bein! Junge Burtschen sinds, tragen noch Eichenlaub an den blutigen

Hüten: und sind so große Sünder; und sind so böse Teufel! Da . . . Weiter im Feld liegt ein Knabe; ja, ein Knabe ist er noch und Entsetzen ist auf seinem Antlitz und noch spricht das Grauen aus den toten, blauen Augen. Wer rief Dich, Knabe? Was kamst Du in friedliches Land? Wo sind meine Söhne? Antworte, Verfluchter, antworte, Du preußischer Hund . . .

Ah, Du arme Jütenmutter, auch um diesen Knaben ringt eine verzweifelte Frau ihre Hände! Nicht an Morden und Grauen dachte dieser Knabe, der jubelnd den Freunden sich angeschlossen, die für ein einiges Deutschland kämpfen wollten. Nicht an Blut und Schrecken! Einen Traum träumten sie von deutscher Einheit, von deutschen Brüdern in Deutschlands Nordmarken, von Treuschwur unter der Doppelpeiche mächtigem Altwerk, von Schleswig-Holsteins Befreiung vom dänischen Joch; sangen in immer wiederkehrendem Jubel: „Schleswig Holftein, meerumschlungen, deutscher Sitte hohe Wart!“ sanken einander schluchzend, übermannt von ihren eigenen Gefühlen in die Arme, sprachen vom Morgenroth der Freiheit. Aber an Brandsfadel und Kriegsfurie hatte dieser Knabe nicht gedacht!

Weiter . . . Weiter . . . Wo sind sie, die schuldlos geopfert wurden? Liegen sie auch auf nackter Erde, den Raben zum Fraß? War keine zärtliche Hand in der Nähe, die ihnen die Augen zudrückte? „Mutter!“ riefen sie vielleicht; und lauschten in die Todesnacht. „Mutter!“ Und sie kam nicht! Und sie hörte nicht!

Weiter . . . Weiter . . .

Und sie irrt durch das Land; irrt über Straßen, an Mooren vorbei, an verfohlten Hütten, an Dörfern, die des Krieges Schrecken nur zu deutlich zeigen. Eine Grube ist da gegraben, ein Haufen Leichen aufgethürmt und daneben Kalk, der über die Toten gestreut werden soll wie Salz über die Fische. Ah, welches Meer von Thränen kostet dieser Haufe! Ah, welches Uebermaß von Leid fährt da in die Grube! Wenn die Beiden unter Jenen liegen? Verdammt, in dem Loch da zu verfaulen? Ist der Gedanke zu ertragen? Und sie wartet, bis der Mond aufgegangen ist, der mit fahlem Licht der Toten Starre übergießt. Freund und Feind liegen da zusammen in schrecklichem Knäuel; grauenhaft verzerrte, blutige Gesichter, zerschmetterte Schädel, zerrissene Glieder! Oh, die Sünde! Die Sünde! Wie viele Gebete sind von diesem blutigen Haufen zum Himmel gestiegen! Wie viel Hoffen und wie viel Glück soll in das gähnende Loch da verscharrt werden! Eine Grube voll jungen Lebens: und in die Erde geschaufelt wie Hunde! Unter ihnen vielleicht die Söhne! Und zu so grauenvollem Thun erwarten sie noch den Morgen? Daß der die Schrecken sieht? Wie versteinert ist sie von Grauen vor den erstarrten Körpern und längt doch an, unter ihnen zu suchen. Wälzt sie von einander; hilft mit dem Stoß nach, wenn die Arme zu schwach sind. Fährt einmal glättend über eines Toten Stirn, der einer der Ihrigen war, tritt mit dem schweren Schuh nach dem Deutschen, dessen klaffende Stirnwunde sie

taumeln machte, wühlt unter Leichen, wahnsinnig von Angst, wahnsinnig von Grauen.

Und findet sie nicht. Längst mögen sie vericharrt sein. Längst der Raben Fraß geworden sein. Und waren so blond und stark! Was thaten sie, daß man sie erschlug? Weil sie ihres Landes Söhne waren, mußten sie sterben? Weil der Dänenkönig schwach war, nahm man einer Mutter stolze Freude? Was wissen die Jüten von Deutschlands Einheit? Wann kümmerten sie sich um Anderes als um ihr Haus und die Thren? In einsamer Haide fristeten sie ihr elendes Leben und man riß sie aus dem Frieden und deutsche Teufel mordeten sie? Warum?

Sie irrt vorwärts, heult manchmal wie ein krankes Thier; in Felsen hängen die Kleider vom Leibe, ihre Beine und Arme bluten. Sie weiß gar nicht mehr, was sie sucht, weiß nur noch, daß sie vorwärts muß, ruhelos vorwärts, um nicht zu spät zu kommen. Ihr Herz scheint zerrissen wie von tausend Wunden und glühende Pfeile bohren sich in ihr Hirn. Als ein Bild des Schreckens irrt sie durch den lachenden Frühling, der die Hecken grünen macht, der seinen Segen über das blühende Land verschwenderisch streut. Ein Weib sah sie: und prallte entsetzt zurück. Ein Mann sah sie: und hätte fast die Wäpche auf sie angelegt. Soldaten lachten, die sie auf frisch gehäufeltem Hügel scharren sahen; aber die Hunde, die hinter ihr herliefen, thaten ihr nichts.

So kam sie aus Dannevirke; an das uralte Bollwerk dänischer Macht gegen deutsche Begehrlichkeit; an ein Stück Erde, wo jeder Fuß getränkt ist mit Blut. Endlos streckte sich der Wall, und sie stierte hinauf aus hohlen Augen.

Wie bleich die Mondsichel im All schwebt! Ein spärliches Totenlicht! Aber sie sieht doch das Land, die Sichel, weiß doch, wo Einer mit brechenden Augen liegt; wo Einer lallend „Mutter!“ ruft! Ach, wer von der Höhe hinuntersehen könnte ins Land!

Welch ein ungeheurer Schatten auf dem Wall sich bewegt! Ruhelos wie das Weib da unten, schauerlich und gespenstisch. Hebt er nicht die Hände? Ja, sieht es nicht aus, als schwebte da ein Riesenweib das Dannevirke entlang? Als sei die Luft voll von Klagen und Seufzen, voll von Geistern... Konnten keine Ruhe finden; suchten, suchten nach den Gefallenen; gierten nach einem letzten Blick; waren ruhelos, weil die Erschlagenen von ihnen gegangen waren in ihres Lebens Blüthe, weil ihr letzter Ruf nach der Mutter nicht gehört worden war. Und der Ruf der erschlagenen Söhne stirbt in aller Ewigkeit nicht, macht die Schatten wandern, peitscht die Toten aus den Gräbern.

„Unsere Söhne gieb uns, Dannevirke! Unsere Söhne gieb uns, Schle: in Holstein!“

Ludwig Max Goldberger.

Nis Badens Bürgermeister dem Alten vom Sachsenwalde am zwölften Juni 1895 Huldrigung und Gelöbniß unerfchüttlich dankbarer Treue darbrachten, gab der Achtzigjährige in seiner Antwortrede auf die Ansprache der süddeutschen Stadtrezenten mit bismarckisch stolzer Bescheidenheit diese Kennzeichnung seiner Persönlichkeit: „Ich gehöre zu den Leuten, die Werth auf eine gute Grabchrift legen und auf ein gutes Zeugniß ihrer Mitbürger.“ Auch der Mann, den am letzten sommerlich hellen Oktobersonntag Hunderte wahrhaft Trauernder zur letzten und beinahe ersten Ruhe seines sich in Arbeit erschöpfenden Lebens geleiteten, hat es in selbstsicherer Aufrichtigkeit nie verhehlt, daß für ihn gerechte Anerkennung und gebührende Ehren die ihm eigene Form der allgemeinen Menschheitssehnsucht nach dem Glück waren. Und im Leben wie im Sterben ist ihm geworden, was er erstrebte. Mit der vorsatzlosen Selbstverständlichkeit, die seine immer sorgsam vorbereiteten Veranstaltungen so frei und leicht, wie aus dem Nichts geboren, erscheinen ließ, hat Ludwig Max Goldberger, als er wenige Tage vor seinem Heimgang das Präsidentenamt in der von ihm geschaffenen Ständigen Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie abgab, totwunden Leibes, doch ungebrochenen Geistes noch einmal die Summe rühmenden Dankes für sein rast- und rastlos aufbauendes Wirken in einem Maß genossen, wie es sonst nur zu geschehen pflegt, wenn schon die Majestät des Todes des Schaffens Eines, der Etwas konnte und Etwas war, der Mit- und Nachwelt in versöhnendem und verklärtem Lichte zeigt. Und als er bald danach die hellen, scharfen Augen schloß, ist ihm überall der Nachruf geworden, der seiner würdig war. An die Bahre des Mannes, der, innerlich stets in gutem Wortsinn konservativ gerichtet, mit zunehmendem Alter auch äußerlich mehr und mehr vom Liberalismus, selbst der rosafarbigsten Nuance, abrückte, brachten die führenden Blätter radikal-liberaler Richtung begeistert und, was noch mehr ist, herzlichste Worte aufrichtigster Theilnahme und Bewunderung. Dem Toten, der sein Judenthum stets wie einen Ehrenschild vor sich hergetragen, bestätigten die Sprachrohre des gesellschaftlichen wie des Rasse-Antifemitismus das Selbe, was die leitenden Männer des Freihandels dem Schutzzöllner und Vertrauensmanne des Centralverbandes Deutscher Industrieller ins Grab hinein nachgerufen hatten: daß er eine starke Individualität gewesen sei und daß er die reichsten Gaben des Geistes und des Herzens, ein getreuer Verwalter alles Dessen, was ihm ein

gütiges Geschick verliehen hatte, mit vorbildlicher Pflichttreue und leidenschaftlicher Beharrlichkeit in den Dienst der Ziele gestellt hat, deren Erreichung er als nützlich oder nothwendig für das allgemeine Wohl erachtet hat; und daß auch von ihm ohne Ueberschwang in ganzer Schwere und in ganzem Stolz das Herrmuth gesagt werden konnte, daß ein Größerer sprach: „Patriae inseruiendo consumor“. Und mehr noch als Dieses ist ihm beim Scheiden aus dieser Welt geworden. So fest umrissen war bei Allen, die ihn kannten, sein Bild, daß man auch im Nachruf weithin ihm die Wahrheit geben konnte, die er mit eifervoller Beharrlichkeit sein Leben lang gesucht hatte. Von ihm durfte man, statt die herkömmlichen Totenrichterphrasen nachzustammeln, aussprechen, daß er mit eigener Gluth erwärmt, mit eigenem Feuer geleuchtet und daß gerade deshalb auch seines Lebens Gestirn Licht wie Schatten zeitigen, daß der selbe Funkenstrahl eben so zünden und erwärmen wie verbrennen und zerstören konnte. Und in der Meinung Derer, auf deren Urtheil er Werth legte, nicht als eine weltentrückte Idealgestalt, nicht als ein ausgeflügelt Buch, sondern als ein Mensch mit seinem Widerspruch dazustehen, war eben nach dem Sinn dieses Kampfen, den die Stunde reute, die nicht Harnisch trug, und der Tag, der keine Wunden schlug. Ich weiß es aus seinem eigenen Munde. Vor Jahren starb einer jener Allerweltfreunde, dessen rascher Aufstieg fast nur seiner bis zur Virtuosität gediehenen Kunst zu danken war, Jedem ein freundliches Wort zu sagen. Angesichts vieler überschwänglichen und doch inhaltleeren Nachrufe machte ich damals Goldberger, dem jede mit äußerem Glanz übertünchte innere Hohlheit einen beinahe physischen Abscheu einflößte, auf einen ihm unbekanntem, aber sofort freudig von ihm begrüßten Spruch von Anastasius Grün aufmerksam:

Man schreibt auf manchen Stein:

„Er hatte keinen Feind!“

Als Lobspruch ist's gemeint,

Doch schließt's viel Schlimmes ein.

Es klänge gerad so gut:

Ihm fehlte Herz und Blut,

Er ließ wie Kies sich treten,

Er ließ wie Thon sich kneten,

Sein Aug war blind dem Lichte,

Sein Mund war stumm für Wichte.

O, raubt mir nicht am Grabe

Noch meine letzte Habe:

Die Feinde, deren Zorn

Mein Schmutz, mein Stolz, mein Sporn;

Von jenem Worte rein
 Laßt meinen Stein.

Ludwig Max Goldberger ließ sich nicht treten und nicht kne-
 ten. So treu und ehrlich er an seinen Freunden hing und für sie,
 wenn es nöthig war, ohne jede Menschenfurcht und ohne jede
 Rücksicht eintrat, so echt und ursprünglich konnte er auch hassen;
 am Meisten da, wo ihm, der bei allen menschlichen Schwächen ein
 wahrhaftiger und zugleich ein für jeden Dienst dankbarer Mensch
 war, innere Verlogenheit oder gar Undankbarkeit entgegentrat
 oder entgegenzutreten schien. Gewiß ereignete es sich dabei manch-
 mal auch, daß seine rasch zugreifende Leidenschaftlichkeit irrte;
 und es war selten angenehm, ihm bei den vielen Vorgängen, die
 ihn mit Heftigkeit erregten und bewegten, sofort eine von seiner
 weit abweichende Meinung zu begründen. Aber erfolglos war es
 niemals. Denn sein bis an die Grenze der Norm gehendes und
 seines Wesens Grundzug bildendes Verantwortungsgefühl trieb
 ihn immer wieder, eine scheinbar abgeschlossene Angelegenheit
 aufs Neue durchzudenken. Dann ebnten die stürmischen Wogen
 seelischer Erregung so rasch, wie sie gekommen waren, und der
 selbe Mann, der noch am Abend zuvor in starrster Subjektivität
 Menschen und Dinge egocentrisch angesehen hatte, stand am näch-
 sten Morgen vor den selben Verhältnissen mit der kühl abwägen-
 den Objektivität des Gelehrten, der scharfsinnig an irgendeinem
 theoretischen Problem eine ihn im Ausgang nach keiner Richtung
 hin interessirende Untersuchung vornimmt. Dann reichte der
 Mann, dem so oft äußere Schroffheit nur die nothwendige Schutz-
 hülle eines weichen, jeden menschlichen Jammer mitfühlenden Her-
 zens war, spontan und in schlichter Natürlichkeit dem Widerpart
 von gestern die Hand; und die dann so gut und lieb blickenden
 großen Augen machten mit gütigem Blick die Heftigkeit vom Abend
 zuvor zehnmal wieder gut. Nie war er, der in der Jahre Lauf
 seine Mitarbeiter manche erhebende Stunde erleben ließ, größer
 als in solchen Augenblicken kristallklaren, schlichten Menschen-
 thums. Der Dienst unter ihm war bei der zeitweiligen Explosivität
 seines Wesens, und weil er manchmal die selben hohen Anforde-
 rungen wie an sich selbst auch an seine schwächere und minder be-
 gabte Umgebung stellte, nicht immer leicht. Da waren es denn in
 erster Linie seine rein menschlichen Eigenschaften, die trotzdem seine
 Freunde, seine Mitarbeiter und seine Diener Jahrzehnte hindurch
 an ihn fesselten. Als Bankier und Kaufmann wie als Organisator
 öffentlicher und gemeinnütziger Unternehmungen war er der un-
 erreichte Lehrer vieler, denen er für Arbeit und Arbeitsmethode,

für Behandlung von Dingen und Menschen, für Pflichtgefühl und unvorrückbares Beharren auf dem Weg zu klar erkannten Zielen das leuchtende und anspornende Beispiel zu dauerndem Gewinn für ihr ganzes Leben gegeben hat. Mancher aus der Schule Goldbergers hat es dank solcher guten Lehrzeit weit genug gebracht. Aber fast Alle haben sich noch als Männer in reifen Jahren und in Stellungen von eigener großer Verantwortlichkeit dem alten Meister gegenüber immer wieder gern als Schüler gefühlt und danken ihm über das Grab hinaus für die reichen Schätze an Lebensweisheit, die er aus der Fülle seines Besitzes zu spenden wußte.

Goldberger, der materiell unabhängig war, im eigenen Haus durch eine feinsinnige, im umfangreichen Pflichtenkreis für den geliebten und verehrten Gatten aufgehende Frau harmonisch ergänzt wurde und am bloßen Geldverdienen nie reine Freude empfand, hat sich früh vom Geschäftsleben, das ihm rasche Erfolge gebracht hatte, zurückgezogen und in einem wahren Arbeitssanatismus (das Wort stammt, auf die Amerikaner angewendet, von ihm) ausschließlich den Dienst öffentlicher und gemeinnütziger Bestrebungen auf sich genommen. Freund und Feind erkennen an, daß ihm ein überragendes, für gewisse Dinge geradezu einziges Organisations-talent eigen war. Mit jener aufbauenden Energie, die, wie eine gute Damaszenerklinge, Schärfe und Härte mit geschmeidiger Biegsamkeit verband, hat er Bedeutendes geleistet. Die Berliner Gewerbe-Ausstellung von 1896, die Fundamentierung des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller, des Centralauschusses Berliner Kaufmännischer, Gewerblicher und Industrieller Verbände, die Errichtung der Berliner Handelskammer, seine Studien über das amerikanische Wirtschaftsleben und die Schaffung und Leitung der Ständigen Ausstellungs-kommission für die Deutsche Industrie seien besonders hervor-gehoben. Der Weg auf diese Höhepunkte war steinig und dornig. Bureaucratie, Vorurtheil und nicht zuletzt der Neid standen dem von Ehrgeiz erfüllten, durch Begabung, Fleiß und Wissen unangenehm auffallenden, oft knorrig selbstbewußten, weder Glauben noch Ueberzeugung verleugnenden ehemaligen jüdischen Bankier in scheinbar unüberwindlicher Stärke entgegen. Standes-dünkel, Rassenhaß und bureaucratishes Besserwissen konnten ihn für die Dauer auf dem Weg vorwärts und aufwärts nicht hemmen. Langsam, aber sicher haben die großen positiven Eigenschaften Goldbergers manche vorgefaßte Meinung zurückgedrängt, und wenn auch im preußisch-deutschen Klassenstaat einem frei Schaffenden nicht alle Blüthenträume reiften, so hat er doch an außer-

lichen Ehren und an freier Bahn für werththätiges Wirken erreichen können, was noch ein Jahrzehnt vor seinem Heimgang kaum vom Optimismus erwartet werden konnte. Kaiser und Reich und die maßgeblichen, über das ganze Vaterland verbreiteten wirthschaftlichen Organisationen erkannten ihn auf wichtigen Arbeitsgebieten willig als berufenen Lehrer, als maßgeblichen Rathgeber an und standen ihm freudig in der Erfüllung Dessen zur Seite, was er in den letzten Jahren als seine Lebensaufgabe betrachtete. Ueberall hat er mehr Anerkennung gefunden als unter seinen engsten Berufsgenossen, unter den berliner Kaufleuten und Industriellen. Natürlich sind und waren seine alten Mitarbeiter aus dem Verein Berliner Kaufleute und Industrieller und dem Centralausschuß auch hier seine wärmsten Verehrer und Bewunderer. Trotzdem mußte gerade in des Reiches Hauptstadt seine große Kraft auf dem Gebiet, wo sie sich am Besten bewährt hatte, vielfach unfreiwillig feiern; mußte: nicht, weil der berliner Gewerbeleiß ein Uebermaß von Intelligenzen aufweist, die für gemeinnützige Arbeiten zur Verfügung standen, sondern, weil gerade hier so manches kleine Licht fürchtete, vom großen Lichte verdunkelt zu werden. Die Berliner Handelskammer als offizielle Vertretung des Handels und der Industrie der Reichshauptstadt hat ihr Leben zunächst der Thatkraft Goldbergers zu danken. Sie wäre nicht und keiner der Herren, die ihr angehören, säße in ihr, wenn nicht Goldbergers rücksichtslos vorwärts stürmender Wille alle entgegenstehenden Widerstände endlich doch beseitigt hätte. Aber die Handelskammer hat weder bei ihrem zehnjährigen Jubiläum noch sonst während ihrer Thätigkeit jemals ihres eigentlichen Schöpfers gedacht; und als Goldberger von uns geschieden war, hat die Handelskammer den Heimgang nicht einmal mit den bescheidenen Zeichen äußeren Gedenkens begleitet, dessen jeder bessere Krämer für würdig erachtet wird, wenn er bei seinem Tode Mitglied eines der zwanzig in der Kammer vereinten Fachauschüsse war.

Nicht dem Andenken Ludwig Max Goldbergers kann so kleinliche Verkennung über das Grab hinaus Unehre bringen. Er hat, wenn er, ungerne zwar, an die Abschiedsstunde seines Lebens dachte, auch diese Dinge richtig vorausgesehen; freilich auch gewußt, wie viel Liebe und Dankbarkeit er gesät und geerntet hat. Ein Lieblingwort von ihm war: „Wer stirbt, stirbt nur sich selbst“; und lächelnd hat er seinen Freunden abgewinkt, wenn sie ihm das horazische „non omnis moriar“ entgegenhielten. Seine Freunde werden dennoch im Recht bleiben. Die Lücke, die der Arbeitsfrohe gelassen hat, wird sich im öffentlichen Leben nür schwer und sehr allmählich schließen. Und seinen Freunden lebt er. A. Willner.

Die Anstellung inaktiver Offiziere.

Das Kriegsministerium hat in dem bekannten Erlaß vom zweiten Mai 1913 in gewiß nicht zu verkennender, wohlwollender Absicht, hauptsächlich aber auch in Anbetracht der Schwierigkeiten, die neuerdings, zumal bei dem durch das neue Heeresgesetz nöthig gewordenen Mehrbedarf von viertausend aktiven Offizieren im Etat, trotz den schon vorhandenen Fehlstellen, der Offizierersatz findet, sich veranlaßt gesehen, für die Anstellung von Offizieren des Ruhestandes innerhalb der Kaufmannschaft eine Lanze zu brechen. Die von einem früheren Kriegsminister so liebevoll auf der Reichstagstribüne als „Gewesene“, ein für alle Mal „Abgefundene“ charakterisirten inaktiven Kameraden (ein Bismard hätte solche Aeußerung nie geduldet, ein Roon nie gethan) stellen nicht mehr so freudig wie früher ihre Söhne in das Heer, um sie nicht ähnlicher Nothlage, wie ihre eigene es oft ist, auszusetzen, obwohl für die jungen Herren, wenigstens in Bezug auf Pension, besser gesorgt ist. Und die Propaganda, die, zum Beispiel, der Feldmarschall Freiherr von der Goltz jedenfalls mit Billigung der Heeresverwaltung zu gleicher Zeit, wo es angeblich an Mitteln gefehlt hat, dem Offizierpensiongesetz rückwirkende Kraft zu geben, für eine Gehaltserhöhung der erst kürzlich aufgebesserten „nothleidenden Kommandirenden Generale“ öffentlich gemacht hat, konnte in den Kreisen der Altpensionäre nur schwer verkehren.

Ich, der ich nicht etwa zu den „Verbitterten“ gehöre (damit pflegt man meist die berechtigten Beschwerden des inaktiven Offiziers abzutun), sondern zu den relativ „Erfolgreichen“, habe aus sehr reicher Erfahrung in der Beschäftigung mit der Offizierverforgungfrage heraus dieses Kriegsministerielle Ansinnen an die Kaufmannschaft für einen schweren taktischen Fehler gehalten. Er war nur möglich, weil das Kriegsministerium leider viel zu wenig Fühling mit dem inaktiven Offiziercorps, seinen Bedürfnissen und Wünschen hat. Wenn es sich begnügt hätte, den Handelskammern einfach mitzutheilen: Wir haben eine „Auskunftsstelle“ für die Angelegenheiten des inaktiven Offiziers geschaffen und stellen anheim, sich im Bedarfsfall ihrer zu bedienen, wäre die Sache wesentlich anders gewesen. Die Initiative blieb dann, wie nöthig, bei der Kaufmannschaft. Die wird sich für ihre Zwecke gewiß geeignete, tüchtige Männer auch unter den alten Offizieren nach wie vor nie entgegen lassen, wie ja unsere großen Industriefirmen und Privatwerften, oft mit glänzendem Erfolg, bewiesen haben. Freilich verurtheile ich das heute übliche System, sich hohe Offiziere (und Beamte), die in früheren Staatsstellungen dienstliche Verbindungen mit kaufmännischen Firmen gehabt haben, zu engagiren. Hiergegen müßte aus Gründen der Staatsraison geradezu der Gesetzgeber einschreiten. Im Uebrigen stehe ich durchaus auf dem Boden der Antwort der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft vom fünf- undzwanzigsten August, die zutreffend die wahren Verhältnisse ihres Standes und die Aussichten des inaktiven Offiziers als Kaufmannes

darlegt. Aehnlich ist die Lage bei der Anstellung früher aktiver oder inaktiver Offiziere (nicht, wie unrichtig oft, sogar von Militärbehörden, gesagt wird, „ehemaliger“ Offiziere) im Civil-, also im Staats- und Gemeinbedienst als Beamte. Auch hier ist der Offizier des Ruhestandes der unliebsam empfundene Wettbewerber der schwer ringenden bürgerlichen Anwärter. Und was ihm schließlich nach oft Jahre langem Harren und Kampf geboten werden kann, auch dann nur dem kleinsten Theil, sind im besten Fall recht subalterne Stellen, die für Hunderte von hochstrebenden und hochbegabten Männern, die auch nicht womöglich unter alten Untergebenen aus dem Unteroffizierstand weiter dienen mögen, gar nicht in Betracht kommen können. Lieber verzichten sie und darben mit den Ihrigen weiter, statt sich dort verbrauchen zu lassen.

Nach meiner Ansicht (und sehr bedeutende Autoritäten, höchste Offiziere darunter, denen ich diese Ansicht privatim entwickelt habe, theilen sie durchaus) können für den inaktiven Offizier hauptsächlich nur zwei Arten von Versorgungsgebieten in Betracht kommen: der Dienst in „inaktiven Stellen“ der Armee und die freie wissenschaftliche (besonders militärliterarische) und künstlerische Thätigkeit als Gelehrter, Schriftsteller usw., sofern dafür Veranlagung vorhanden ist. Beide Versorgungsgattungen sind aber der Militärverwaltung, wenn auch aus verschiedenen Beweggründen, unsympathisch, besonders die erstgenannte, und so sieht sie seit Jahren „hilfslos“, trotz wiederholten Warnungen, der Noth zu und geräth nun, wo die Armee selbst, wie vorausgesagt war, auch von mir, den ihr dadurch zugefügten Schaden im Ersatz immer mehr zu fühlen bekommt, mit ihren Vorschlägen auf Abwege.

Im Heer, für das die inaktiven Offiziere erzogen und oft geradezu geboren sind, wo sie vor Allem ihre natürlichen Fähigkeiten und Talente voll entfalten könnten, stoßen sie auf den aktiven Kameraden als „Konkurrenten“. Leider ist so Auffassung und Lage. Und da das Schicksal des Inaktiven vom „Aktiven“, von der Militärverwaltung, abermals: leider, allein entschieden wird, ist bisher kein entscheidender Wandel möglich gewesen.

Hier ist nun auf gesetzlichem Weg eine völlige Systemänderung geboten und zu verlangen. Wären die Inaktiven, wie ich oft gerathen, „organisiert“ und damit eine Macht, so hätten sie durch einheitliches, gemeinsames Vorgehen bei Regierung und Parlament auch längst solche erreicht. Sie sind ein Armeecorps stark! Der aktive Offizier gehört im Wesentlichen in die Front, in den frischen, fröhlichen Truppendienst; der inaktive Offizier ins Bureau, in Geschäfts- und Verwaltungszimmer der Armee: Das muß der leitende Grundsatz für die Reform sein. Es ist ein Unding, daß aktive Offiziere vom Hauptmann bis zum hohen General, selbst im Rang des „Kommandirenden“, im Wesentlichen auf dem Bureaustuhl avanciren und dadurch der Front entfremdet werden, die Armee (und sogar das Pferd) schließlich nur noch aus Akten und Büchern kennen, dadurch aber zugleich den inaktiven Kameraden, die solche Stellen nicht minder freudig und oben-

drein bei halbem Sold ausfüllen würden, diese für sie geeigneteren Posten jezt fortnehmen. Im Bureau, in Verwaltung-, Lehr- und Bibliothekarstellen können die inaktiven Offiziere unberührt von Beförderungfragen und dem ewigen, dem Dienst nicht immer zuträglichen Wechsel des oft kaum warm dort werdenden aktiven Kameraden Jahre lang sich herrlich bewähren und dem Steuerzahler dabei Hunderttausende ersparen. Denn ihre Pension, die sie mit einigen Zulagen beziehen würden, reicht lange nicht an die hohen Gehälter heran; und der heutige hohe, besonders durch die Generalität übermäßig belastete Pensionfonds wäre nützlich für die Armee und so volkswirtschaftlich rationell verwandt. Und die Schlagfertigkeit des Heeres bliebe nicht nur die alte, sondern würde erhöht.

Von solchen Stellen erwähne ich, um gleich beim hohen Kriegsministerium zu beginnen, das ganze „Central-, Versorgung- und Verwaltung-Departement“ (rein bureaukratische, sehr wichtige Einrichtungen), die „Presseabtheilung“ (was weiß der Aktive von der Presse, es sei denn von seinem Leib- und Magenblatt?), die berühmte, als Errungenschaften von den Offiziösen so gepriesene neue „Auskunftsstelle“ (Inaktive hätten zehnmal mehr Ueberblick und Verständniß für die Noth der Jhrigen), die „Bibliothek“, das „Archiv“ usw. So westfremde Erlasse wie der vom zweiten Mai lämen dann wohl kaum vor. Aehnliche Stellen sind beim Generalstab (Beispiele: die Kriegsgeschichtlichen Abtheilungen, die Kartographische) und anderen Central- wie Provinzial-Militärbehörden reichlich vorhanden. Dann fast alle Lehrstellen an der Kriegs-Akademie, der Militärtechnischen Akademie, den Kriegsschulen, dem Kadettencorps, die in anderen Armeen so oft und erfolgreich inaktive Offiziere versehen. Wir haben wissenschaftlich: Koryphäen, zum Theil von Weltruf, in unseren Reihen; und schließlich lehrt ja auch der hervorragendste Aktive in sie zurück. Ein Verdy, Schlieffen, Haefeler, Goltz, Boguslawsky, Falkenhäusen, Besezier, Janson, Maltzahn, Rohne, Wagner sind inaktive Offiziere und Hauptträger unserer Militärliteratur; vorzügliche Pädagogen sind darunter. Und nicht nur in der an sich ja sehr wohl versorgten und meist nicht mehr nach Anstellung sich sehnenden Generalität, sondern in den wirklich der Versorgung bedürftigen Stabsoffizier- und Hauptmannsstellen der Inaktiven giebt es sehr starke wissenschaftliche und Lehrtalente, an deren Literaturkenntniß, die so wichtig ist, nur die wenigsten aktiven Offiziere heranreichen können. Das muß offen ausgesprochen werden. Der Inaktive, nicht Aktive, ist auch heute der Hauptvertreter der Kriegspraxis, kann also als Lehrer aus einem reichen Schatz eigener kriegsgeschichtlicher Erfahrung geben (und die Kriegsgeschichte ist unsere wichtigste Lehrmeisterin); in den Reihen des aktiven Offiziercorps sind die im Krieg geschulten Männer fast ausgestorben. „Wissen ist wenig, Können ist König“, sagt Rosegger. Aber vom Wissen zum Können ist der Weg doch kleiner als vom Nichtwissen,

Die Friedens- und künftige Kriegspraxis bleibt ja deshalb doch (und Das ist die Hauptsache) dem aktiven Offizier.

Die Heeresverwaltung scheut aber diesen leicht gangbaren Versorgungsweg: sie will auch nicht, wie im Reichstag vorgeschlagen wurde, rein repräsentative Adjutantenstellen bei Fürstlichkeiten mit dafür sehr geeigneten Inaktiven besetzen, obwohl, zum Beispiel, König Ludwig III. von Bayern unter seinen Generaladjutanten im Wesentlichen Offiziere des Ruhestandes hat, die ihre Posten vorzüglich ausfüllen, also ein nachahmenswerthes Vorbild giebt. Aber trotz solcher Weigerung einer angemessenen Versorgung der inaktiven Offiziere, in denen ein jetzt brachliegendes nationales Kapital von reicher Intelligenz und frischer Thatkraft steckt, das uns im Kriegsfall, wenn es nicht bis dahin verborrt, großen Segen bringen kann, zieht die Heeresverwaltung auch nicht andere, dann nöthige Folgerungen.

Während sie dem Unteroffizierstand ein „Recht“ auf Civilversorgung zugesteht und verschafft hat, das finanziell abgelöst werden kann und muß, wenn es sich nicht verwirklicht, gewährt sie dem in nicht minder schwieriger Lage befindlichen inaktiven Offizier überreichlich nur die meist nicht realisirbare, dann also werthlose „Aussicht“ auf solche, noch dazu als besondere Gnade nur einem Theil. Neun Zehntel dieser so Begnadeten erlangen nie eine angemessene Stellung; sie erhalten aber auch nicht, wie es dann doch geboten und gerecht wäre, eine Ablösung dieser treu erdienten schönen „Aussicht“ in Form eines einmaligen Kapitals, das sie in die Lage setzte, sich irgendwie selbständig zu machen und zu bethätigen, oder eine jährliche Rente. Das ist ja ein recht „billiges“ Verfahren; es erzeugt aber als leeres Versprechen tiefe Verbitterung unter den allgebienten, treuen Offizieren. Die Regierung schaut „hilfslos“ zu, wie sich die alten Herren allmählich im Lebenskampf gegen die Noth, die der Lohn für oft ausgezeichnete Dienste ist, verzehren; wer klagt, ist „verbittert“. Auch beim neuen Pensionsgesetz wurden die älteren Offiziere, deren schwierige Lage überhaupt erst der Anstoß zur Gesetzgebung war, gerade vom Kriegsministerium (wie besonders die Verhandlungen in der Budgetkommission beweisen) im Stich gelassen; es erhielt keine rückwirkende Kraft! Aber in den Kaufmannsstand möchte man die Herren abschieben; mögen sie und der Kaufmann sehen, wie sie mit einander fertig werden! Das muß öffentlich gesagt werden, damit endlich die Lieblosigkeit mal aufhört und die wahre Lage zur allgemeinen Kenntniß und Besserung kommt. Jetzt treiben wir Vogelstraußpolitik; in einer Zeit, wo alle nationalen Kräfte gebraucht werden.

Ein eigenes Arbeitsversorgungs-gesetz für den inaktiven Offizier ist nöthig; nach dem Muster dessen, in dem einst Friedrich Wilhelm I. und der Große König schon die Civilversorgung der Unteroffiziere und Mannschaften gesetzlich begründet haben. Das wird dem Heer nützen.

Aber auch in der freien wissenschaftlichen und militärliterarischen Thätigkeit wird der inaktive Offizier nicht gern gesehen, gleichsam nur

geduldet. Da herrscht ein Bevormundungssystem, das alter Offiziere und Staatsbürger nicht würdig ist. Am Liebsten sähe man nur Federn, die der Heeresverwaltung „bequem“ sind. Lebensfragen des Standes und Berufes dürfen in den Militärzeitschriften (im Gegensatz zu anderen Berufen) kaum oder nur im Sinn des hohen Ministerii erörtert werden; und die armen Redakteure sitzen in einer wahren Zwidmühle. Eine (doch längst nöthige) freie Aussprache, wie diese mir hier von der „Zukunft“ gewährte, über die wahren Ursachen des Versorgungelends der Inaktiven wäre dort verpönt, wäre ganz unmöglich. Daß sie nicht nur der Armee nützlich, sondern auch das nach der Verfassung jedem Staatsbürger gewährte Recht der freien Meinungsäußerung in Wort und Schrift ist (und der inaktive Offizier ist Staatsbürger und kennt keinen schweigenden Gehorsam mehr), wird übersehen, auch wenn dies Recht nur zum Wohl des der Nation, nicht dem Kriegsministerium gehörigen Heeres benutzt wird, zu Anregungen, Vorschlägen, Reformentwürfen. Wichtige Armeevorlagen könnten, ehe sie dem Reichstag vorgelegt werden, sachgemäß in den Militärzeitschriften erörtert und verbessert werden, sofern sie nicht „geheim“ Sachen betreffen. Das wäre ein Gewinn bei der Ueberlastung des immer mehr anschwellenden Kriegsministeriums und bei der heutigen hastigen und mangelhaften Gesetzesmacherei. Aber keine Spur solcher Möglichkeit, obwohl unser gutes, starkes Heer Kritik wohl vertrauen kann. Das freie Wort wird geknebelt; und auch der Entwurf des neuen „Espionagegesetzes“ bezweckt vielleicht nicht zuletzt, auch dem inaktiven Offizier und der Militärpresse neue Fesseln anzulegen, trotz der kürzlich verkündeten „Pressefreundlichkeit“, die wohl mehr für die offiziellen Blätter und Blättchen gilt.

Schließlich werden nur noch der Generalstab und das Ministerium und die von ihnen gespeisten Schreiber zum Wort kommen und die „bestellte Arbeit“ wird blühen. Die inaktiven Herren thun am Besten, wenn sie ihre Manuskripte, ohnehin schon nach „Direktiven“ verfaßt, zur hohen „Prüfung“ einreichen, und ein junger aktiver Kamerad, vielleicht ihr früherer Fähnrich, erteilt dann gnädig das „Imprimatur“. Was hat solche Literatur für einen Werth, auch für unser Volk? Und warum so wenig Vertrauen zu den Inaktiven, die man doch sonst brauchen will, besonders im Kriegsfall oder zu Stimmungsmacherei?

Aber auch materiell ist es als Versorgungsfrage von Bedeutung, ob der inaktive Offizier zu Wort kommen darf oder ob die besten Honorare der (im Allgemeinen freilich schlecht zahlenden, zum Theil nur vegetirenden) Militärzeitschriften nur dem aktiven, durch Gehalt entschädigten und für andere Aufgaben bestimmten Offizier zufallen sollen. Hier hat der neue junge Kriegsminister ein weites Feld zu nützlicher Reformthätigkeit. Er wird dabei in manches Wespennest greifen müssen. Er packe nur kräftig zu und räuchere aus!

Hauptmann a. D. Willibald Stavenhagen.

Hamburgs Zollanschluß.

1888 bis 1913.

Nur Verstiegene leugnen den Werth des Gegenständlichen. Die englische Frage: „Wie viel wiegt der Mann?“ hat ihre materielle Gesinnungstüchtigkeit längst auf den Kontinent hinüberwurzeln lassen. Und Ideologie, auch wenn sie nicht durch Napoleons Haß ins Berächtliche getaucht worden wäre, findet vor der Allgemeinheit nur noch ein Lächeln der Nachsicht, das zu einer Nebenexistenz berechtigt.

1913 beweist, daß 1888 von wichtiger Gegenständlichkeit in der Geschichte Hamburgs gewesen ist. Der Hansabund hielt seinen letzten Tag im Jahr 1600. Dann flatterte er in die Winde. Der verklingenden Symphonie entzogen sich nur wenige Akkorde. Ihr stärkster: Freie Reichs- und Hansestadt Hamburg. Die Klangfarbe schillert in Brokat. Als der Genuesse in merkantilen Trieben, die von Abenteuererblut angemessen befruchtet waren, den Kiel nach Westen gelenkt hatte, um einem durch private Mittel freigiebig gewordenen Königspaar die indischen Gewürze und das Edelholz zu Füßen zu legen, und nachdem er einen Erdtheil entbeckt hatte, den seltsam und spaßhaft anmuthende Verflüchtigung nicht ihm zu Ehren „Kolumbia“, sondern dem Amerigo, aus dem Geschlechte der Vespucci, zu bleibender Erinnerung „Amerika“ nannte, da bog sich die Wege des Handels. Die Freie Reichs- und Hansestadt Hamburg stieg. Sie bewährte die Griff-Festigkeit der Hanseatenhäute und die hellen Augen kalkulirender Handelsvirtuosen. Hamburg stieg, ohne je die heiße und ehrfürchtige Liebe zum Brokat zu verlieren. „Quam peperere“ steht am Rathhaus; rußt vom Thurm in die Kontore. Das Feld war groß; die Umwelt kleinlich. Ein Kaiser von Deutschland war müde geworden, nichts als eine Krone zu besitzen. Ihm war auf die Seele gefallen, daß ein Schatten auch in hunderttausendfacher Vervielfachung nichts Gegenständliches wurde; und so legte er ein Szepter nieder, dessen Wink nur optische Wirkung gehabt hatte. Die Französische Revolution war gekommen. Der Niederschlag in dieser gigantischen Retorte hieß Napoleon. Der Mann schleppte die Abstrammung aus dem Laboratorium mit sich herum. Einer der Giftschwaben hieß Kontinentalsperre. Nur Sentimentale behaupten, daß sich mit der Sympathie für die Freiheit die Sympathie mit der Zwangsjacke nicht vereinigen lasse. Napoleon aber war der Mann des Gegenständlichen. 1806 bis 1814 war die schwerste Stidstoffperiode, die Hamburg getroffen hat. Denn das Leipzig von 1813 ließ als Bodensatz immer noch einen Davoust zurück; und erst Waterloo mit der nachgeschlagenen Prim Sankt Helena gab den unter Stöhnen und Jorn ersehnten Weg für die Handelsherren frei.

Trozdem: eine heisse Situation. Draußen Alles verarmt. Die Saat, die ein Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Fichte gesät, noch in der Erde. Daß sich Hamburg nach dem Beitritt zum Deutschen Bund im Jahr 1815 zu erholen und daß es zu erstarken begann, wurde weithin

sichtbar. Die tödtliche Liebe, die früher zwischen Raubritter und Pfeffersack bestanden hatte, war nur aus C-dur in B-moll übertragen worden; mit dem Schlüssel einer einseitig gehaltenen Rechtsicherheit. Vinsenweisheit, daß die Hansestadt Staatsmänner vom reinsten Wasser haben mußte; denn das Einzige, was sie in die Wagschale werfen konnten, war Geld. Ein übles Wurzelwerk, wenn Der, dem die Abrechnung geschieht wird, im Ablefen von Konten den Analphabeten spielt. Nur gelbe Blätter schießen heraus: erkaufte Treue und Neid. Die Diplomatie eines Staates, der Geld besaß und Ruhe haben wollte, stand zu jenen Zeiten ununterbrochen vor großen Aufgaben. „Gebt mir Frieden! Lasset mich meine Wege ziehen! Lasset mich Handel treiben!“ So stand geschrieben. Der Neidling las oft mit schielenden Augen: „Lasset mich reich werden!“ Den ehrlichen und begründeten Nachsatz: „Wenn es mir gut geht, geht's Euch auch gut“ verschluckte er. Und was Hanseatengeist wollte, war doch nichts, als „*Libertatem, quam peperere majores*“, die feine Ueberlieferung, die immer wieder von Köpfen, die eben so viel Instinkt wie Ueberlegung besaßen, ins Gegenständliche versenkt wurde.

Nun kam 64; dann 66; dann 70. Drüben im Inland, im Hinterland, war ein Recke gewachsen. Wir wissen, was uns der Reichshauptmann geworden ist. Einer, der dem Gedächtniß der Nachfahren Ehrfurchtschauer und Superlative hinterließ. Zwischen den Köpfen, die ihre Freiheit weder im Symbol noch in den Verwirklichungen antasten lassen wollten, und einem Kopf, der das Arrondiren als eine der nothwendigen Formen der zur Einheit führenden Einigkeit auffaßte, mußte sich ein Spiel entfalten, in dem alle Künste und alle Rauheiten, heißes Fordern und jähes Abwehren einer auf beiden Seiten zur höchsten Uebung entwickelten Strategie unter die Fahne gerufen wurden.

Dieses Kampfspiel hat seinen Schilderer gefunden. „Hamburg und die zollpolitische Entwicklung Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert“: so schreibt Theodor Hansen auf das Titelblatt seines *Promemoria* des Zollanschlusses von 1888. Wer einem Werk einen so heißen Inzalt geben kann, wie ihn dieses Buch hat, Dem mag gestattet sein, den Titel als eine kalte Sache anzusehen. Dieser Titel reizt höchstens eine schmale Schicht von Interessenten; aber er täuscht. In dieser prachtvoll entwickelten Analyse des neunzehnten Jahrhunderts brodeln Gift und Haß; steht Fähigkeit mit oft nur mühsam verborgenem Zittern gegen Kraft; arbeiten Staaten mit der ins Grandiose verzerrten Geschlechterdiplomatie, die von den Eifersüchten konkurrierender Sippen als Blüthe der Kampfkunst ausgegeben wird. Dieses Buch ist ein Buch für die Allgemeinheit, so weit sie ein saugendes Auge für jenes Ringen hat, das von den Schmerzen verantwortlicher Liebe, von den Trieben wühlenden Ehrgeizes getragen und bei Alledem mit Chicanen gespielt ist. Theodor Hansen ist bescheiden. Das heißt: dieses in klassischem Stil geschriebene Buch ist nahezu in seiner ganzen Ausdehnung objektiv. Hier reden Dokumente, vor die sonst Staatskunst und Staatskunst den

Vorhang zieht; mit der diskreten Machtübung eines hervorragenden Regisseurs läßt Hansen aus Pandekten wandelnde Bilder steigen.

Eine Stelle im Buch. Der Wiener Kongreß war ein Schaumgebilde; die Ministerialkonferenzen, die die Bildung eines Zollvereins anstreben sollten, waren nicht einmal mit jenem Glanz verpufft, der selbst den gleichwerthigen Leuchtkugeln eines Feuerwerkes zu einem flüchtigen Plaque im Gedächtniß verhilft. Und als nun der zur Berathung über die Bildung eines Zollvereins eingesetzte Ausschuß der Bundesversammlung den mit ernstgemeinter Würde vorgetragenen Vorschlag machte, „zur näheren Bearbeitung einen weiteren Ausschuß einzusetzen, da plägte einer der Anwesenden in Lachen aus, dem fast alle Anwesenden nachfolgten“. Ist sie plastisch, diese Kritik der Minister deutscher Fürsten im Jahr 1820 über den Bundestag? Hier zwingt sich geschichtlicher Erinnerung die trostlose Parallele mit dem seligen wehlarer Reichsgericht auf. Es waren Narrenschiffe, auf denen nur ernsthaftes Weinen sich hätte mit dem Tropfen des langsam einsickernden Wassers mischen dürfen.

Eine andere Stelle. 1867; also fast ein halbes Jahrhundert später. Bei der Berathung des Verfassungsentwurfes im konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes beantragte der Abgeordnete Wiggers (Berlin), den Artikel 31 der Regierungsvorlage zu streichen, weil er überhaupt nicht in die Verfassung gehöre; und überdies ein zwingender Anlaß, die „Privilegien der Hansestädte zu konserviren“, nicht vorliege. Ihm trat der Rheider Eloman, Abgeordneter des Dritten Hamburger Wahlkreises, entgegen, um den Handel der Hansestädte in Schutz zu nehmen. Er schloß seine mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen mit den Worten: „Wir sind hierher gekommen mit der festen Absicht, uns dem Deutschen Bund anzuschließen; und es kann wohl ein etwas bitteres Gefühl erregen, wenn man so oft auf Ansichten stößt, die unser Gefühl beinträchtigen. Zum Bunde gehören Zwei! Wenn wir hierher kommen, uns mit Ihnen zu verbinden, so hoffe ich auch, daß Sie Rücksichten nehmen auf unsere und die allgemeinen Interessen. Ich weiß sehr wohl, zu dem Bunde können wir solche glorreichen Thaten nicht bringen, wie Ihre Geschichte sie aufzuweisen hat; bis zu Königgratz herab. Ich bitte aber, zu bedenken, daß in der Kulturgeschichte der Völker der Handel auch eine Rolle spielt. Ich meine nicht den Handel, den ich im Inland so oft zum großen Bedauern als solchen bezeichnen höre; ich meine den Welthandel, wie Sie ihn aus der Geschichte der Venezianer, der Genuesen und der Fugger kennen gelernt haben; obgleich Das doch nur ein Kinderspiel gegen die Gegenwart war. Meine Herren, in diesem Handel haben die Hansestädte eine ganz ehrenwerthe Stellung eingenommen; und ich sollte meinen, daß ein Deutsch-r Bunde, worin sich die größten Handelsstädte befinden (und, ich sage es mit Stolz, Hamburg ist die dritte Handelsstadt Europas und Bremen steht ihr würdig zur Seite), ganz anders konstituiert sein würde, als wenn diese großen, mächtigen Elemente fehlten. Sie können unsere

große Handelsstellung mit einem Federstrich vernichten; aber viel Tinte umsonst verschreiben und doch nicht das Werk wieder aufrichten, das Jahrhundertlang Mühe und Ausdauer gekostet hat.“ Hört man's klingen? Welche Würde und welches Selbstbewußtsein ohne jeden Hochmuth! Und still wards ringsum.

Da war aber Einer, der hervorragendste Verfechter des Prinzips der Gegenständlichkeit und in geschäftlichen Dingen ohnehin nicht auf Pathos eingestimmt, der den Hamburgern mißtraute. Bismard! Mißtrauen war das Motiv, das bei ihm in diesem Kampf dauernd die Unterschicht bildete. Als unglückliche Ergänzung von den Hamburgern her kam dazu, daß sie Bismard nicht rechtzeitig erkannten. Man lese bei Hansen nach, wie Bismard eine Drohung nach der anderen auftauchen ließ; jede für die Hanseaten eine Daumenschraube oder ein Halsnebel. Man lese von der Erschütterung, die dann jedesmal die Hanseaten ergriff; nicht nur die Regierung, nein: auch das ganze Bürgerthum. Man möchte meinen, es hätte eine Empörung, ein Horn, eine Wuth werden müssen. Doch es war innerliche Erschütterung; es war das lautlose Schluchzen, das Würgen in der Kehle darüber, daß hier Einer kam, der das beste Gut der Völker angreifen wollte: „*Libertatem, quam peperere*“, und von dem man sich voll Grauen sicher war, daß er es thun würde. Hier liegt der verschürzte Knoten: dieser Mann war nicht mit Geld zu befriedigen. Das rückt den Kampf ins vornehm Menschliche.

Bürgermeister Dr. Versmann, einer der Köpfe unter den genialen Staatenlenkern und sicher der hervorragendste Bürgermeister, den die Freie Reichs- und Hansestadt Hamburg im vorigen Jahrhundert besessen hat, nahm als Vertreter Hamburgs an einer Bundesrathssauschuss-Sitzung theil, auf deren Tagesordnung der preußische Antrag stand, nicht nur Altona, sondern auch das hamburgische Sanct-Pauli in das Zollgebiet einzubeziehen, wobei, nach Bismards Darlegungen, Hamburg ein Einspruchsrecht nicht zustehen sollte. Ueber diese Sitzung berichtet Theodor Hansen nach Wohlwill, dessen Berichte sich wiederum auf die Niederschriften Krügers und Versmanns stützen: „Im Sitzungssaal war für Versmann ein Platz dem Reichskanzler gegenüber frei gehalten. Wie gegen ihn persönlich gerichtet, klangen die Aeußerungen Bismards, deren Hauptzweck war, das Unsinnen, das der preußische Antrag an den Verfassungsausschuß zu verweisen sei, zu bekämpfen. Die Gesichtspunkte, die Bismard dabei zur Geltung brachte, waren zum Theil dem Gebiete der großen europäischen Politik entnommen. Ueberall gähre es; in Rußland, Frankreich, Italien seien die Regierungen unterwühlt. Aus diesem Chaos rage das Deutsche Reich hervor wie ein Bollwerk in der Mitte Europas. Da wolle man nun dem Auslande das Schauspiel eines Verfassungskampfes geben. Bestehe man auf einem solchen, so werde er ihn durchsetzen durch Biegen oder Brechen; und Diejenigen möchten es am Meisten bedauern, die ihn herbeigeführt haben. Sei jedoch dieses vergiftende Element entfernt, so werde es nicht schwer fallen, die Frage, die ja nur eine praktische und technische sei, im allgemeinen Interesse zu erledigen.“

Ungeachtet der letzten versöhnlichen Wendung (sagt Hansen dazu) glich die Rede Bismarcks einem Ungewitter, in dem der seit längerer Zeit gegen Hamburg angesammelte Groll sich entlud.

Woher kam dieses Groll und dieses Mißtrauen? Nicht nur seit einem Jahrhundert war man gewohnt, den Hanseaten, denen doch der Handelstrieb im Blut lag, vorzuwerfen, daß sie sich nur um ihre eigene Wohlfahrt kümmerten und daß der Begriff des „Nationalen“ sie völlig kalt lasse. Aber war es denn auch ein Wunder, daß die Hanse sich von den Kleinlichen, bissigen, von den oft kurzfristigen und splitterigen Klopffechtereien und auch von den nur selten in großer Linie durchgeführten Kämpfen der mittelalterlichen, buntschedigen Staatengebilde fern hielt? Und daß sie sich Frieden erkaufte, um Freiheit des Handels zu haben? Ober-, Nieder-, Unterhausen auf der einen Seite; auf der anderen: „Mein Feld ist die Welt“.

Und wie kam es, daß die Hanseaten Bismarck nicht erkannten? Ja, war denn je Einer vom Inland nach der Hansestadt gekommen, um Etwas zu bringen? Hatten nicht Alle immer Etwas gewollt? War es nicht längst Ueberlieferung, daß Jeder, der die Verbindung mit den Hanseaten anstrebte, eigennützig war? Niemand überlegte, ob nicht dieser preußische Junker eine andere Struktur haben könnte. Denn auch er schien ihnen ja mit rauher Faust an den Handelsfrieden der Hanseaten zu greifen. Auch er „störte“ sie. Sie sollten nicht für sich sein dürfen, nicht mehr ihre eigenen Wege gehen dürfen; er legte seine Riesentanz auf ihre Freiheit, Welthandel in ihrem glänzend bewährten Stil zu treiben.

Das pflegte man mit Geld abzumachen. Und weshalb sollten sie nicht bezahlen, wie sie schon oft bezahlt hatten? Ein Spiel für sie, das Aversum, die Abfindungssumme für ihre Freiheit, auf das Vielfache zu erhöhen. Der Eiserne lächelte. „Kein Geld! Ich will, daß wir einig sind. Zusammen in einem Kreis, zusammen in einer Gemeinschaft, die so fest geschmiebet ist, daß nichts uns mehr trennen soll.“ Da kroch ihnen das Entsetzen ins Herz.

Wie den großen Mann ein großer Hanseate verstand. Freilich wurde es dem Bürgermeister Versmann sehr schwer, seine eigenen Landsleute zu sich herüberzuziehen. Aber der Kanzler half. Er half dadurch, daß er von Neuem drohte. Auch war nicht mehr zu verkennen, daß die Oeffentliche Meinung in ganz Deutschland, trotz der Stellungnahme des Reichstages für Hamburg in der Sanct-Pauli-Angelegenheit, doch überwiegend auf der Seite der Reichsregierung stand. So kam endlich das Eintreten. Vorerst freilich noch in hypothetischer Form.

Und Bismarck schlug andere Töne an. Hansen schreibt: „Bismarck war um eine authentische Interpretation seiner Worte in der Reichstagsrede vom achten Mai 1880 über die Stellung des Reichs zur Freihafenfrage gebeten worden. In seiner Antwort vom fünfzehnten November 1880 gab er seiner Freude über die in dem Schreiben zum Ausdruck gebrachte nationale Gesinnung Ausdruck, indem er gleich-

zeitig seine Aeußerung vom achten Mai mit dem Bemerken be-
stätigte, daß zwar über die Grenzen, welche für den Freihafen Ham-
burgs erforderlich seien, damit er dem Begriff eines Freihafens in
lokaler Weise entspreche, dem Bundesrathe die Entscheidung zustehe,
daß seine (Bismarcks) Mitwirkung an dieser Entscheidung aber stets
der Ausdruck der Gesinnung und des Pflichtgefühls sein werde, kraft
deren er für die Förderung des Wohlstandes der Hansestädte und die
Wahrung ihrer verfassungsmäßigen Rechte mit der selben amtlichen
Gewissenhaftigkeit und der selben landsmannschaftlichen Theilnahme
einzutreten habe wie für die Interessen eines jeden Theils des Reichs,
seine engere Heimath nicht ausgeschlossen. Sollte Hamburg den Zoll-
anschluß seiner bisher ausgeschlossenen Gebietstheile selbst beantragen,
so werde er jedes zulässige Entgegenkommen des Reichs beantragen.
Auch das Reich habe an der Vollenendung seiner nationalen Zoll-
einheit und an der Erhaltung und gedeihlichen Entwicklung seiner
größten Handelsstadt ein so zweifelloses Interesse, daß seine aus-
giebige Unterstützung der Anlagen, welche der Anschluß erfordere,
gerecht und geboten erscheine.*

Hier also war der Schlüssel. Der gehasste und gefürchtete Mann
entwickelte ein Programm, das durch die Höhe und die Gerechtigkeit
seiner Anschauungen jener Würdigung und Sicherung entsprach, die
der tüchtige Hanseat für den von ihm vertretenen Bundesstaat er-
warten mußte.

Und nun läßt Hansen Szene um Szene des grandiosen End-
spieles vor unseren Augen vorüberziehen. Die Freie Reichs- und
Hansestadt Hamburg fügte sich in den großen nationalen Rahmen.
Ihre Forderungen hatten einen großen Zug; der Kanzler zuckte nicht
mit der Wimper. Hamburg sollte durch die Einigkeit nicht kleiner
werden; Hamburg sollte wachsen. Damit wuchs auch das Reich.

Heute wissen wir es. Hamburg wurde freier denn je; Hamburg
wurde reicher denn je; Hamburg wurde stärker denn je. Hinter allen
zuversichtlichen, kühnen Schritten der Hanseaten steht nun ja das
Deutsche Reich mit seiner geeinigten Macht.

Der ihnen vor Zeiten der große Widersacher schien, Dem haben
sie zur Seite des größten Hafens des Kontinents das schönste Denkmal
errichtet, das menschliche Kunst von ihm in Formen gebracht. Die
in erhabener Ruhe die Unterelbe hinunter nach der See schauende Ro-
landfigur gilt in aller Welt schlechthin als „das Bismarck-Denkmal“.

Heute, fünfundzwanzig Jahre nach dem Abschluß all der tobenden
und herzbellemmenden Kämpfe, wissen die Hanseaten, wie sehr dieser
Widersacher mit dem genialischen Weitblick um die wirkliche Freiheit
der deutschen Freien Reichs- und Hansestadt besorgt war. „*Libertatem
quam peperere majores, digne studeat servare posteritas*“: Das ist die
Mahnung, die immer auf den granitnen Lippen liegen wird. Doch um
den ganzen Roland-Bismarck schwingt die Mahnung: *Viribus unitis!*

Hamburg.

Emil Sandt.

Ein Brief Dostojewskijs.*)

(An den Dichter Apollon Maikow.)

Genf, den 16. (28.) August 1867.

Mein lieber Apollon Nikolajewitsch, ich fühle, daß ich Sie als meinen Richter betrachten darf. Sie haben Herz und Gemüth, wovon ich mich erst neulich überzeugt habe; auch habe ich Ihr Urtheil immer hoch geschätzt. Es fällt mir nicht schwer, Ihnen meine Sünden zu beichten. Was ich Ihnen heute schreibe, ist nur für Sie allein bestimmt. Ueberliefern Sie mich nicht dem Gericht der Menge.

Als ich durch die Gegend von Baden-Baden reiste, beschloß ich, einen Abstecher dorthin zu machen. Mich peinigte ein verführerischer Gedanke: zehn Louisdor zu riskiren und vielleicht zweitausend Francs zu gewinnen; diese Summe würde mir für vier Monate reichen, selbst mit den Auslagen, die ich in Petersburg habe. Das Gemeine ist, daß ich schon früher mehrmals gewonnen hatte. Am Schlimmsten ist aber, daß ich einen schlechten und übertrieben leidenschaftlichen Charakter habe. In allen Dingen gehe ich bis an die äußersten Grenzen; mein Leben lang habe ich nie Maß halten können.

Der Teufel trieb gleich am Anfang mit mir seinen Scherz: in drei Tagen gewann ich ungewöhnlich leicht viertausend Francs. Jetzt will ich Ihnen schildern, wie ich es mir vorstellte. Auf der einen Seite dieser leichte Gewinn (aus hundert Francs hatte ich in

*) Dostojewskijs Briefe, die Herr Dr. Glasberg übersetzt hat, sollen im Frühjahr 1914 bei R. Piper & Co. in München erscheinen. In einem mit werthvollen Beiträgen (von France, Marcks, Meier-Graefe, Mereschkowski, Morgenstern, Neumann, Hans Thoma) und hübschen Bildern reichlich und fein ausgestatteten Almanach giebt dieser Verlag, der sich zehnjährigen Wirkens ins Weite und Tiefe rühmen darf, aus dem Briefschatz eine Probe, die hier mitgetheilt wird. Sie zeigt dem Betrachter einen Dostojewskij, den er bisher nicht sah. Nicht den heiligen Mann, der Kasakow, den Ibsen, die Brüder Karamasow schuf und sich zwar nicht als Heiland m. b. S. etablierte, doch die Heilandslehre zu leben trachtete. Einen fast allzu menschlichen Dostojewskij, der am Spieltisch die Nächte verhoßt, zürnt, haßt, zankt. Lasse Keiner sich diese Ergänzung ärgern. Ecce homo! Und ist der Brief nicht fastig wie ein Stück lebendigen Jungmenschenfleisches? Sieht man nicht diesen europäisch lackirten, literarisch eiflen Turgenjew, der Landsleuten die Wange zum Ruß reicht? Nicht nach den paar Skizzenstrichen schon zum Greifen (und Würgen) deutlich? Wenn Piper uns auf die Briefe Appetit machen wollte: er hat's erreicht.

drei Tagen viertausend gemacht); auf der anderen Seite meine Schulden, Prozesse, seelische Unruhe und die Unmöglichkeit, nach Rußland zurückzukehren; drittens (und Das ist die Hauptsache) das Spiel selbst. Wissen Sie, wie es Einen hereinzieht! Nein, ich schwöre Ihnen, es war nicht die Gewinnsucht allein, obwohl ich auch thatsächlich das Geld des Geldes wegen brauchte. Anna Grigorjewna flehte mich an, mich mit diesen viertausend Francs zu begnügen und sofort abzureisen. Doch diese leichte und wahrscheinliche Möglichkeit, meine Lage auf einen Schlag zu verbessern! Und die vielen Beispiele! Abgesehen vom eigenen Gewinn sehe ich noch täglich, wie die anderen Spieler zwanzig-, dreißigtausend Francs gewinnen (man sieht nie, daß Jemand verliert). Warum sind die Anderen besser als ich! Ich brauche das Geld nothwendiger als sie. Ich wagte weiter; und verlor. Ich verlor nicht nur das Gewonnene, sondern auch das eigene Geld bis zum letzten Pfennig; ich war in fieberhafter Erregung und verlor Alles. Dann begann ich, meine Kleidungsstücke zu versetzen. Anna Grigorjewna versetzte ihr Letztes. (Dieser Engel! Wie tröstete sie mich, wie litt sie in diesem verfluchten Baden, in unseren beiden winzigen Zimmern über der Schmiede, in die wir ziehen mußten!) Endlich hatte ich genug. Das heißt: Alles war verspielt. Als die Zimmervermieterin sah, daß wir auf Geld warteten und nicht abreisen konnten, steigerte sie uns. Endlich mußten wir uns irgendwie retten und aus Baden fliehen. Ich schrieb wieder an Katlow und bat ihn um fünfhundert Rubel (ich schrieb nichts von den Umständen, da aber der Brief aus Baden kam, begriff er wohl selbst den Sachverhalt). Und er schickte mir das Geld! Wirklich! Ich habe jetzt also im Ganzen vom „Russischen Boten“ viertausend Rubel auf Vorschuß bekommen. Nun der Schluß meiner Erlebnisse in Baden-Baden: wir quälten uns in dieser Hölle sieben Wochen. Gleich nach meiner Ankunft in Baden begegnete ich auf dem Bahnhof Gontscharow. Anfangs genirte sich Iwan Alexandrowitsch vor mir. Dieser Staatsrath oder Wirkliche Staatsrath theilte sich auch am Spiel. Als es sich aber herausstellte, daß Dies sich nicht gut verheimlichen ließ, und da ich selbst mit grober Offenheit spielte, so hörte auch er bald auf, sich vor mir zu verbergen. Er spielte in fieberhafter Erregung (doch nur mit kleinen Einsätzen). Er spielte während der ganzen zwei Wochen, die er in Baden verbrachte, und verlor, wie mir scheint, recht viel. Gott gebe aber diesem guten Menschen Gesundheit: als ich Alles verloren hatte (er hatte aber in meinen Händen schon viel Gold gesehen), ließ er mir auf meine Bitte sechzig Francs. Er verurtheilte mich dabei wohl entseztlich, weil ich Alles und nicht, wie er, nur die Hälfte verloren hatte.

Gontscharow erzählte mir täglich von Turgenjew; ich zögerte immer, ihn aufzusuchen, mußte aber schließlich doch einen Besuch bei ihm machen. Ich ging zu ihm um die Mittagstunde und traf ihn beim Frühstück. Ich will es Ihnen offen sagen: ich habe diesen

Menschen nie recht gemocht. Am Schlimmsten ist, daß ich ihm noch seit dem Jahr 1857 von Wiesbaden her fünfzig Thaler schulde (die ich ihm auch heute noch nicht zurückgegeben habe!). Ich kann auch seine aristokratische und pharisäische Manier nicht leiden, mit der er Einen umarmt, wobei er immer seine Wange zum Ruß reißt. Er thut ungeheuer wichtig; am Uergsten hat mich aber gegen ihn sein Buch „Rauch“ aufgebracht. Er hat mir selbst gesagt, daß der Hauptgedanke, der Ausgangspunkt dieses Buches in dem Satz besteht: „Wenn Rußland heute vom Erdboden verschwände, so würde es keinen Verlust für die Menschheit bedeuten; sie würde es gar nicht spüren.“ So, sagte er mir, denke er über Rußland. Ich fand ihn in gereizter Stimmung; der Grund war der Mißerfolg des „Rauch“. Ich muß gestehen, daß mir damals noch alle Einzelheiten dieses Durchfalles fremd waren. Sie schrieben mir zwar über den Aufsatz Strachows in den „Vaterländischen Annalen“; ich wußte aber nicht, daß man ihn auch in allen anderen Zeitschriften heruntergerissen hatte und daß man in Moskau, ich glaube in einem Klub, Unterschriften zu einem Protest gegen den „Rauch“ gesammelt hatte. Dies hat er mir selbst erzählt. Ich habe, offen gesagt, nicht für möglich gehalten, daß Jemand so naiv und so ungeschickt alle wunden Stellen seiner Eitelkeit aufdecken kann, wie Turgenjew that. Und diese Leute prahlen auch noch damit, daß sie Atheisten sind. Er erklärte mir, daß er entschiedener Atheist sei. Mein Gott! Dem Deismus verdanken wir den Heiland, also eine Menschengestalt, die so erhaben ist, daß man sie nicht ohne Ehrfurcht erfassen kann und in ihr das ewige Ideal der Menschlichkeit sehen muß. Und was verdanken wir allen diesen Leuten, Turgenjew, Herzen, Utin, Tschernyschewskij? Statt der höchsten göttlichen Schönheit, auf die sie spucken, sehen wir an ihnen eine so häßliche Eitelkeit, eine so schamlose Empfindlichkeit, einen so leichtsinnigen Hochmuth, daß es einfach unbegreiflich ist, worauf sie hoffen und wer ihnen folgen wird. Er schimpfte schrecklich auf Rußland und die Russen. Ich habe aber Folgendes bemerkt: all die Liberalen und Fortschrittler, die zum größten Teil aus der Schule Wjelsinskis stammen, betrachten es als ein Vergnügen und eine Genugthuung, auf Rußland zu schimpfen. Der Unterschied besteht darin, daß die Anhänger Tschernyschewskis einfach schimpfen und unverblümt wünschen, Rußland möge von der Erdoberfläche verschwinden, die Andern aber behaupten, Rußland zu lieben. Und doch hassen sie Alles, was in Rußland urwüchsig ist, und verzerren es mit Wollust zu einer Karikatur; wenn man ihnen aber irgendeine Thatsache, die sie nicht wegleugnen oder zu einer Karikatur verzerren können, eine Thatsache, die sie unbedingt gelten lassen müssen, entgegenhalten wollte, so wären sie, glaube ich, tief unglücklich, verletzt und verzweifelt. Dann habe ich noch bemerkt, daß Turgenjew (und überhaupt Alle, die lange im Ausland leben) keine Ahnung von den Thatsachen haben (obwohl sie auch Zeitungen lesen) und so sehr jedes Gefühl und Verständniß

für Rußland verloren haben, daß sie selbst ganz gewöhnliche Tatsachen, die auch der russische Nihilist nicht mehr leugnet, sondern nur auf seine Art karikirt, einfach nicht begreifen. Unter Anderem sagte er mir, daß wir vor den Deutschen im Staub kriechen müssen, daß es nur einen allgemeinen und unfehlbaren Weg gebe: den der Civilisation, und daß alle Versuche, eine selbständige russische Kultur zu schaffen, nichts als Dummheit und Schweinerei seien. Er sagte, daß er einen großen Aufsatz gegen die Russophilen und Slavophilen schreibe. Ich rieth ihm, sich zur Bequemlichkeit aus Paris ein Fernrohr kommen zu lassen. „Wozu?“ fragte er mich. „Die Entfernung ist ja groß“, entgegnete ich. „Richten Sie das Fernrohr auf Rußland und dann können Sie uns betrachten; sonst können Sie wirklich nichts sehen.“ Er wurde wüthend. Als ich ihn so gereizt sah, sagte ich zu ihm mit gut geheuchelter Naivetät: „Ich hätte wirklich nicht erwartet, daß alle die abfälligen Urtheile über Sie und Ihren neuen Roman Sie so aus der Fassung bringen würden; bei Gott, die Sache ist es wirklich nicht werth, daß Sie sich aufregen. Spucken Sie doch drauf!“ „Ich rege mich ja gar nicht auf! Was fällt Ihnen ein?“ entgegnete er er-röthend. Dann nahmen wir sehr höflich von einander Abschied und ich gab mir das Wort, nie wieder über Turgenjew's Schwelle zu treten. Am nächsten Tag kam Turgenjew Punkt zehn Uhr morgens zu mir ins Haus und ließ bei den Wirthsleuten seine Visitenkarte zurück. Da ich ihm aber am Vortag erklärt hatte, daß ich vor der Mittagstunde nicht zu sprechen sei und daß wir bis elf Uhr zu schlafen pflegen, mußte ich seinen Besuch um zehn Uhr morgens als einen Wink auffassen: daß er mich nicht mehr sehen wolle. Während der ganzen sieben Wochen sah ich ihn nur noch ein einziges Mal, auf dem Bahnhof. Wir blickten einander an, doch Keiner von uns grüßte. Die Schadenfreude, mit der ich über Turgenjew spreche, und die Beleidigungen, die wir einander zugefügt haben, werden Ihnen vielleicht unangenehm erscheinen. Doch, bei Gott, ich kann nicht anders: er hat mich mit seinen Ueberzeugungen zu schwer gekränkt. Persönlich fühle ich mich eigentlich wenig getroffen, obgleich sein hochmüthiger Ton schon sehr unangenehm ist; ich kann aber wirklich nicht mit anhören, wenn ein russischer Verräther, der, wenn er es wollte, seinem Land nützen könnte, so gröblich über Rußland schimpft. Seine Kriecherei vor den Deutschen und seinen Haß gegen die Russen habe ich schon früher, vor vier Jahren, bemerkt. Doch seine jetzige Gereiztheit und Raserei gegen Rußland beruht einzig auf dem Mißerfolg des „Rauch“ und darauf, daß Rußland wagte, ihn nicht als Genie anzuerkennen. Es ist nichts als verletzter Ehrgeiz und daher noch häßlicher.



Werften.

Kaufmännische Kalkulationen werden schwierig, wenn sich zwischen den Regiekosten und einer lebhaften Konkurrenz nicht das richtige Verhältnis herstellen läßt. Davon können die Werftleiter ein Lied singen. Der Kurs der Vulkan-Aktie, der noch im Vorjahr bis auf 221 Prozent gestiegen war, hat sich auf 112 gesenkt. Daraus ist zu erkennen, daß die Dividendenaussicht schlecht ist und daß der Bau des „Imperator“ kein gutes Geschäft war. Nach den Angaben der HNL sind für die drei Schiffe der Imperator-Klasse 110 Millionen ausgeworfen. Jeder Kaiser kostet also rund 34 Millionen. Diese Berechnung scheint den Werften keinen großen Nutzen zu lassen. Der Bau eines neuen Typs bedingt ungemene Aufwendungen, da die ganze technische Einrichtung den neuen Modellen angepaßt werden muß. Rechnet man dazu die hohen Löhne und die Preise der Rohmaterialien, so erkennt man, wie wichtig für die Werft die Kunst des Kalkulirens ist; die Bürgschaften, die sie auf Jahre hinaus zu leisten hat, können die Rentabilität arg schmälern. Soll deshalb eine deutsche Schiffbau-Gesellschaft solche Aufträge etwa ablehnen? Nein. Die deutsche Industrie hat nicht nötig, dem Ausland Bestellungen zu überlassen, weil sie für ihre Finanzen bangt. Und bei den Werften ist der Ehrgeiz, die eigenen Hellinge und Docke zu belegen, schon im Hinblick auf die Konkurrenz Englands erklärlich. Der Vulkan hat also nicht leichtsinnig gehandelt, als er den ersten Imperator auf seinen Thron setzte. Vielleicht giebt er für 1913 keine Dividende; schon die um 5 Prozent (von 11 auf 6) verringerte Quote für 1912 konnte nur aus der 2 Millionen enthaltenden Baureserve gezahlt werden, die sich dann auf 250 000 Mark verringerte. Die Situation des Schiffbaues wird Dem völlig klar, der bedenkt, daß, im Gegensatz zu dem schlechten Gewinnresultat, die Umsätze der Vulkanwerke im selben Jahr von 29,5 auf 41,7 Millionen gestiegen waren. Diese Werke, die bis Mai 1912 Stettiner Maschinenbau-Aktiengesellschaft Vulkan hießen (die Zweigniederlassung in Hamburg wurde 1909 in Betrieb genommen, der Sitz der Centralverwaltung 1911 von Stettin nach Hamburg verlegt), haben von 1900 bis 1907 je 14 Prozent Dividende gegeben. Dann kamen 12 und 11 Prozent. Die Rente ist also erst in den letzten Jahren zurückgegangen. Von den übrigen großen Schiffbau-Gesellschaften haben Blohm & Voß 4 gegen 7, die Aktiengesellschaft Weser in Bremen 4, der Bremer Vulkan 10, die Flensburger Schiffbau-Gesellschaft 8, die Neptunwerft in Rostock 4 Prozent Dividende gezahlt. Nirgends war der Kampf um die Erhaltung der Rente leicht. An Sanierungen hats nicht gefehlt; siehe: Howaldtwerke. Was soll daraus werden? Woher kommt der Retter?

Das Hauptübel sind die schlechten Preise. Ueber die wird allgemein geklagt. Ursache? Natürlich: die Konkurrenz. Eine Werft unter-

bietet die andere; der Besteller hat die Wahl und sucht sich gewiß nicht den theuersten Lieferanten aus. Daß diese Art des Wettbewerbes unhaltbar ist, haben die Vulkanmänner öffentlich ausgesprochen. Schon die Sanirungen (Howaldt, Seebeck, Frerichs) hatten die Nothlage der deutschen Schiffbaugesellschaften erkennen gelehrt. Oft ist behauptet worden, daß die Marinebauten den Gewinn der Werften allzu sehr gekürzt haben. Von deutschen Kriegsschiffen werden, im Durchschnitt, vier Fünftel auf Privatwerften, ein Fünftel auf den Kaiserlichen Werften in Kiel, Wilhelmshaven und Danzig gebaut. Schlecht aber geht es nicht nur den Gesellschaften, die Kriegsschiffe bauen. Die Marineverwaltung kann nur dann niedrige Preise vorschreiben, wenn die Werften durch die Konkurrenz gezwungen sind, so billig zu liefern. Leider fehlt jede Möglichkeit, durch Vergleiche mit den Regiekosten und der Rentabilität der drei Kaiserlichen Werften festzustellen, ob die Privatbetriebe vom Marinefiskus wirklich schlecht behandelt werden. Hätten die Werften stets auf ausreichende Preise gehalten, so gäbe es keine Gewalt, die sie zwingen könnte, den Grenzstrich zu verlassen. Die Anregung, für die Kriegsschiffe den Werften den Selbstkostenpreis plus 5 Prozent Gewinn zu zahlen, wird durch das hier schon erwähnte Beispiel der Hamburg-Amerika-Linie gefördert. Diese Berechnungsart ist nicht neu; man findet sie in Anzeigen von Detailgeschäften, die bei großem Umsatz mit kleinem Nutzen arbeiten können. Aber auch im Schiffbau war schon Alles einmal. Die Werft von Harland & Wolf in Belfast rechnet nach der von Ballin übernommenen Methode. Sie ist für die Rhebereien und Schiffbauer gleich nützlich. Wenn die Preise der Rohmaterialien sinken, haben beide Theile ihren Vortheil. Die Schiffsahrtgesellschaften können niedrigere Selbstkosten verrechnen und die Werften sich für lange Zeit mit Holz, Stahl, Blech decken. Die Aufträge, die sie erhalten, reichen oft für mehrere Jahre. Das war in Tagen industrieller Hochkonjunktur gefährlich (weil sie im Voraus theuer einkaufen mußten und, bei sinkender Tendenz, am Rohmaterial verloren); kann aber, in Zeiten allgemeiner Preisensenkung, nützlich werden. Droht nun die Gefahr, daß die Schiffbauer Vasallen werden und unter dem Rhederjoch jede Selbstständigkeit verlieren?

Unabhängig sind die Werften ja auch heute nicht: Das beweist ihre Preispolitik. Wenn die Rheder die Rentabilität der Werften bestimmen, so leisten sie ihnen zunächst den Dienst, sie von dem lästigen und oft genug schmerzhaften Zwang einer Dividendenberechnung zu befreien. Die Kalkulation ist festgelegt und ein bestimmter (wenn auch kleiner) Gewinn gesichert. Mehr als solche Sicherheit können die Schiffbauer heute nicht verlangen. Das ist aus der Richtung der Dividenden deutlich genug zu sehen. Der Zwang könnte erst störend werden, wenn er Gewinnmöglichkeiten abschneide. Die winken aber heute noch nicht (oder: nicht mehr). Der Bremer Vulkan ist die einzige deutsche Aktientwerft, die eine gute Dividende (10 Pro-

zent) zählt. Er hat seinen Ehrgeiz vor dem Wettlauf um die neuen Schiffstypen gezügelt und begnügt sich mit der Herstellung normaler Fracht- und Passagierdampfer. Dadurch sparte er den großen Aufwand, den die Records der Technik forderten, und hielt seiner Dividende die Gefräßigkeit riesiger Unkosten fern. Dieses Beispiel ist lehrreich. Theilung der Arbeit: da wäre ein Mittel, das dem Schiffbau aufhelfen könnte. Geht es schon nicht ohne Spezialitäten, so mag jede Werft sich eine wählen und für deren Bezirk, allein oder mit wenigen Rivalen, den Markt beherrschen. Diese Sonderung des Wettbewerbes könnte die Voraussetzung für das Entstehen eines Werftenkartells werden. An ein solches Syndikat ist schon gedacht worden; denn Syndikate sind „Kinder der Noth“: und wo wäre die Noth größer als in der Schiffbauindustrie? Ein Ring könnte allzu niedrige Preise verhindern und die Aufträge so vertheilen, daß jeder Betrieb nach seiner technischen Leistungsfähigkeit bedacht wird. Die Schiffbauer sind durch den Kampf um die Rente wohl schon mächtig und vielleicht empfänglich für neue Ideen geworden. Also fehlt nur noch der Regisseur, der das Stück in Szene setzt. Das könnte Fürstenberg, der dem Vulkan vorsteht. Die Banken müssen dafür sorgen, daß die Finanzen der Werftbetriebe endlich gesund sind. Die Gesellschaften hängen am Geldbeutel der Kreditinstitute. Die aber können neue Papiere nicht unterbringen, so lange sich die Bedingungen der Rentabilität nicht geändert haben. Wer will Aktien oder Schuldverschreibungen von Gesellschaften, deren „Liquidität“ stets ungewiß ist? Aber ohne Geld geht's auch nicht. Deshalb müssen die befreundeten Banken und Bankiers aushelfen; und sie sehen dann die Bankschuld in den Himmel wachsen. Mit ihr natürlich die Zinsen, die kein Stück Fleisch am Dividendenknochen lassen. Den Finanzleuten sind solche Engagements keine Freude. Sie können sie nicht einfach mit der Wurzel ausreißen, weil sie dadurch das Leben des Schuldners gefährden würden; sie dürfen ihrem Wachstum aber auch nicht mit ruhiger Gelassenheit zusehen, weil sie auf die Elastizität der eigenen Mittel zu achten haben. Die Erstarkung der Werften ist für sie also ungemein wichtig. Was heißt es, in der Gluth einer im Scheitelpunkt stehenden Centralzinsensonne zu leben, hat die deutsche Industrie im Heilsjahr 1913 erfahren. Bis in die letzten Oktobertage wich und wankte die Scheibe mit der 6 nicht. Erst nach langem Harren wurde die Ziffer 5½ gehißt. Die Reichsbank hat einen so guten Status, daß die Diskontherabsetzung keiner besonderen Erklärung bedurfte. Aber 5½ Prozent sind auch noch Genspflaster, nicht Watte. Immerhin darf man sagen: „Die deutsche Reichsbank hat als erste unter den europäischen Notenbanken anno 1913 den Diskont heruntergesetzt.“ Ist es schwer, sich vorzustellen, wie es Geschäftsleuten geht, die mit fremdem Geld arbeiten müssen? Die werden an ihren Zinsen nicht zu Optimisten. Und wer so regen Hunger nach Bargeld hat wie die Werften, der muß, bei solchem Zinsfuß, die Sättigung theuer bezahlen.

Die Hochkonjunktur im Schiffbau, die, trotz allen finanziellen Schlappen, sichtbar ist, kann klüger ausgenützt werden, als bisher geschah. Das Beispiel bieten die englischen Werften mit ihrer guten Organisation. Gewiß giebt es auch im Land älteren Schiffbaues (erst seit einem Vierteljahrhundert werden Schnelldampfer in Deutschland gebaut) Geschäftsjahre mit magerem Ertrag; dann handelt sich aber um Konjunkturpoker, nicht um Symptome einer chronischen Krankheit. Die englischen Werften befehlen einander nicht in blinder Wuth, sondern leben in der ruhigen Atmosphäre der Vereinbarungen. Die Außenseiter können die Preise unterbieten, so tief sie wollen: die großen Aufträge bekommen sie doch nicht. Die bleiben den leistungsfähigsten Betrieben. Nach Lloyds Register waren Ende März 1913 in England 563 Dampf- und Segelschiffe mit einem Raumgehalt von 2,06 Millionen Registertons im Bau; in Deutschland, zur selben Zeit, 96 Schiffe mit 535 000 Tons. Der deutsche Schiffbau steht dicht hinter dem Britaniens. Ihm die technische Leistung auf eine feste Kapitalmauer zu stützen, muß die nächste Sorge der Führer sein.

Ladon.



Das Recht auf den Schlüsselroman.

Vor ein paar Monaten ist von einem anonymen Verfasser ein Zeitroman erschienen, der den Anspruch erhob, unsere parlamentarischen Verhältnisse zu schildern. Ein solcher Zeitroman könnte ein Verdienst sein. Sogar ein sehr ansehnliches literarisches Verdienst, wenn er es unternähme (je nach des Autors Temperament und Veranlagung), mit leich ironischen oder starken und pathetischen Strichen zu zeichnen, wie die ideale Forderung und das allzu Menschliche auf diesem Felde stets im Kampfe liegen und wie im tiefsten Grunde die Institution, für deren Aufbau wir noch immer nicht die rechte Methode fanden, vom Werkeltag des Lebens zermürbt zu werden droht. Von dem Werkeltag des Lebens und der Herrschaft der Vielzubielen, die er nothwendig heraufführt. In einem Leitartikel oder politischen Essay Dergleichen zu sagen, wäre bei der in deutschen Landen erfreulich entwickelten Toleranz ja nicht möglich; mindestens für Leute von nicht genügend fundirtem Einkommen nicht rathsam. Ein Poet könnte es immerhin wagen. Und wenn er wirklich sinnend am Strom dieser vielleicht nicht

wunderbaren, aber doch wunderbarlich erregten Zeit stand und die sie bewegenden Kräfte zu erfassen lernte, hätte er vielleicht sogar ein erschütterndes Zeitgemälde zu liefern vermocht: von diesem Gewirr von Phantasten und Hysterischen, von großen Profitjägern und kleinen Geschäftshubern, die von Sensation zu Sensation hasten, sich an stolzen Worten heraufschweben und dabei doch nur das Nächstliegende im Auge haben, Jedem mit unauslöschlichem Mißtrauen belegend, der, ohne sich den Klängen gefangen zu geben, einsam seine Straße geht und über den Tag hinaus die Zukunft zu bedenken sich erdreistet. Diesen Zeitroman, der uns fehlt, hat der Anonymus nicht geschrieben. Dafür schenkte er uns einen Schlüsselroman. Er muß wohl einmal (die nähere Bezeichnung thut hier, wo ich nur das Typische herausarbeiten möchte, nichts zur Sache) in seiner Partei Schiffbruch gelitten haben. Nun setzte er sich hin, beschrieb treu und genau das äußere Bild der ehemaligen Parteifreunde; gab jedem von ihnen einen anderen Namen, dafür aber alle thörichten und schlechten Eigenschaften, auf die sein „dichtertisches Ingenium“ verfiel, und ließ das Pamphlet in die Welt flattern. Daß der Roman so (und nur so) gewirkt hat, ergibt sich aus der närrischen Forderung der lieben Nächsten: die Angegriffenen (oder „Kompromittirten“) möchten sich doch gefälligst zur Wehr setzen. Das ist bezeichnend: Nur ein Banause, dem das dichtertische Schaffen sein Leben lang ein Buch mit sieben Siegeln blieb, wird verlangen, daß, was ihm auf der Bühne oder im Epos begegnet, nie und nirgends sich begab. Aber auch der literarisch Bewanderte (und gerade er) wird über den Tüffelbold ergrimmen, der unter die Köpfe bekannter Zeitgenossen mißgestaltete Leiber klebt und die Zerrbilder als „wohlgetroffene“ Konterseis in den Handel bringt. Ergrimmen; nicht sich zur Wehr setzen. Man kann gegen einen schlechten Leitartikel polemisieren; nicht gegen ein Pamphlet, das ein Zehntel Wahrheit und neun Zehntel Dichtung unentwirrbar in einen Knäuel mischt. Ein Beispiel, das besonders klar diese Behauptung illustriren wird. Der Anonymus schildert einen bekannten Großindustriellen zum Greifen deutlich, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Dann dichtet er ihm ein (nebenbei: spottschlecht behandeltes) Verhältniß an und küßt nun sein Mäthchen an dem Gehästen dadurch, daß er ihn, in seiner Romanphantasie, mit diesem Mädchen eben so emsig wie nachhaltig befruchtet. Und dagegen sollte man sich zur Wehr setzen? Mir scheint: man sollte eher einen Spezialisten für konträres Empfinden bemühen.

Dr. Richard Bah r.



Man begreife das ungemein Bedeutsame der merkwürdigen Wirkungsweise des Odols. Während andere Mund- und Zahnpflegemittel, soweit sie für die tägliche Zahnpflege überhaupt in Betracht kommen, lediglich während der wenigen Sekunden des Mundreinigens ihre Wirkung ausüben, wirkt das Odol noch stundenlang, nachdem man sich die Zähne gepulvt hat, nach. Durch diese ganz eigenartige Dauerwirkung des Odols werden die zahnzerstörenden Gärungs- und Fäulnisprozesse im Munde stundenlang gehemmt bzw. unterdrückt.

Preis: $\frac{1}{2}$ Flasche (Monate ausreichend) M. 1.50, $\frac{1}{2}$ Flasche M. —.85.



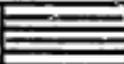
LÖWEN - BIERE
sind auf der Höhe!
Export nach allen Weltteilen.

Löwen-Urgold :: In Kannen ::
Siphons, Flaschen
überall käuflich

oder bei der

Löwen-Brauerei A.-G.
Berlin N., Fernspr. Norden 10 870—10 873.

<p>Conditorei Kranzler NEU! Nach dem Theater Kalte Platten. Chocolade Thee etc.</p>	<p>Unter den Linden 25 Kranzler- Ecke.</p>	<p>Restaurant Kranzler Déjeuner M. 3,75— Getränke nach Wahl inbegriffen. à la carte Grill Intime Abend-Musik</p>
---	--	--

	Theater- und Vergnügungs-Anzeigen	
--	--	--

Theater am Nollendorfplatz.

Täglich 8 Uhr:

Der lachende Dreibund.

Lustspielhaus

8 $\frac{1}{4}$ Uhr:

Die Puppenklinik.

Kleines Theater.

Heute 8 Uhr:

BELINDE.

Morgen und folgende Tage, 8 Uhr:
Belinde.

Gebt
Herrnfeld
Theater

**Was sagen Sie
zu Leibusch?!**

Metropol-Theater.

Abends 8 Uhr:

**Die Reise um die Erde
in 40 Tagen**

Grosses Ausstattungsstück mit Gesang und
Tanz in 19 Bildern, mit vollständig freier
Benutzung des Jules Verne'schen Romans
von Julius Freund.

Musik von Jean Gilbert.
In Szene gesetzt von Direktor Richard
Schulz.

„Moulin rouge“

Jägerstrasse 63 a

Täglich Reunions.

WINTERGARTEN

WILLARD

Mann

wachsende

Der

sowie

14 hochinteressante Debüts 14

Thalia-Theater

Die Tango-Prinzessin.

Posse mit Gesang und Tanz in 8 Akten
von J. Kron und U. Kraatz. Gesangstexte
von Alfr. Schönfeld.

— Musik von Jean Gilbert. —

Victoria-Café

Unter den Linden 46

**Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.**

Admiralspalast
am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena

Allabendlich:

Kunstlauf-

Produktionen

Prunkvolle

Eis-Ballets

Admirals-Theater

Admirals-Bad

Tag und Nacht

:: geöffnet ::

Herren- und

Damen-Abteilung

Luxus-Bäder

viels abwechslungs-

reiches Programm.

Zirkus Busch.

Die neue grosse
Ausstattungs-Pantomime:

Aus unseren Kolonien.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

Elektrische Heiz- u. Koch- Apparate



*Elektr. Handmassage Apparat
im Gebrauch*

Ausstellung der AEG
für Haushalt u. Werkstatt
Königsgrätzerstr. 4

Restaurant Central - Hôtel

Déjeuner M 3.-

Diner & Souper M 4.-

Diskrete Künstler - Musik

Säle für Hochzeiten, Konferenzen und Festlichkeiten.

Feist Cabinet In Qualität
extra dry. unübertroffen



Reiseführer



Baden-Baden Pension Luisenhöhe
Haus I. Ranges in bester Kurlage.

BERLIN Elite-Hôtel

Am Bahnhof Friedrich-Strasse

200 Zimmer mit kaltem und warmem Wasser von Mk. 4.— an, mit Bad und Toilette von Mk. 8.— an.

Coblenz a. Rh. **Hôtel Bellevue — Coblenzer Hof**
Mod. Hôtelgebäude m. d. letzt. Errungenschaft.
d. Hôtelhygiene ausgestattet. Sitzg.- u. Konferenz-
zimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar. Grillroom

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.

Düsseldorf Parkhotel
I. Familienhotel d. Stadt, in vornehmst. ruhiger Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubau bedeut. vergrössert. Ge. Konferenz- u. Festsaal. Dir. F. C. Eisenmenger

Bad Ems Hôtel Russischer Hof
Neu renoviert. :: Neue Direktion.

Hamburg- Park-Hôtel Teufelsbrücke
Haus I. Ranges. 4 Hektar gross. Park a. d. R. Eig. Landungsbrücke
Klein-Flottbek **Weinrestaurant C. F. Möller, Jungfernstieg 24.**

Hannover Palast-Hôtel „Rheinischer Hof“
Neu erbaut 1913.
Gegenüber dem Hauptbahnhof. A. Ernst August Platz 6.
Vornehmes Wein-Restaurant. Fliess. kalt u. warmes Wasser, sowie Telefon in jed. Zimmer
Wohn- u. Einzelz. m. Bad u. Toilette. Zimm. v. M. 3.50 an. Tel. 8550/8558. Dir: Hermann Hengst.

Hildesheim, Der Kaiserhof. Haus d. D. Offizier-
Vereins. I. Haus am
Platze. Vornehmes
Weinrestaurant. Konferenz-Säle. Inh. W. Lande.

Bad Homburg v. d. H. Ritter's Park-Hotel
Erstkl. Hotel m. allem Komfort.

Köln - Savoy-Hôtel am Dom, erstes Familien-Hôtel.
Neu: Grillroom und Hôtelbar.

Köln : Hôtel Continental am Dom
1912 umgebaut
Zimmer m. Bad.

Kreuznach Hôtel Royal-d'Angleterre
(Radiumsolbad) und Badeablässement. Appartements und Einzelzimmer mit
Toilette- u. Badezimmer für **Radium-Sole** und Süsswasser.

Monte Carlo Hotel des Princes
Das ganze Jahr geöffnet. Modernster Komfort.
Mäss. Preise. Vorzgl. Küche. Bes. Euler-Musculus.



Reiseführer



München

Hôtel „Marienbad“ Einziges Garten-
hôtel Münchens. Vornehme, völlig ruhige Lage.
dar. f. geistige Arbeiter geeignet. Grösst. Komfort.

Nürnberg Württemberger Hof

Ganz neuer Prachtbau. Direkt. Ernst Tonndorf

Ostende-Plage

Les Grands Hôtels de
tout 1^{er} rang!

Splendid Hôtel: 400 litas.

Hôtel Continental: 850 litas,
Pension-Arrangements. Chambres depuis 6 frs.

Hôtel de la Plage: 850 litas.

Hôtel et Restaurant de Luxe.

L 3 Hôtels possèdent tous les comforts modernes.

PRAG Hôtel de Saxe

Vornehmstes
Hôtel mit
modernstem Komfort bei mässigen Preisen.

Strassburg i. E. Restaurant Sorg

Das vornehmste Wein-Restaurant der Stadt.

ZÜRICH HOTEL PELIKAN

Neues, modern eingerichtetes Haus. Ruhige Lage.

Höhenluftkurort (740 m ü. M.) Freudenstadt

Schwarzwaldhotel.

Hotel Waldlust.

I. R. auf ein Hügel gegenüb. d. Hauptbahn. I. R. an Lage, Vornehmheit der Ausstattung
mit ein. Leg. 60000 qm gr. schattig. Waldpark. der Glanzpunkt Freudenstadts.

Autogruppe, 10 Boxen, 20 Privatwohnungen mit Bad und Toilette. Eigene Hanskapelle.
Lawn-Tennis. Prospekte gratis durch den Besitzer E. C. Luz.

Sanatorium Ebenhausen

700 m hoch — bei München.

**Für Innere-, Nerven-, Stoffwechselkranke
und Erholungsbedürftige.**

Jegl. Comfort. 6 Häuser. Groß. Naturpark. Hydrotherap.- Zander-Röntg.-
Institut. Luft- u. Sonnenbäder l. eig. Hochwald. Ernähr.- u. Diätikuren.

Herbst- und Winterkuren.

Prof. Dr. Jacob.

Dr. Julian Mareuse.

Brennerei - Rittergut,

herrschaftlicher Besitz in der Mark
Brandenburg, 80 km von Berlin,

zu verkaufen.

Schönes Wohnhaus im Park und gute Wirtschaftsgebäude. Modern eingerichtet (elektr. Licht und Kraft, Wasserleitung). — Lebendes und totes Inventar (Motorpflug) reichlich und in bestem Zustande. — Grösse 3200 Morgen, darunter 1240 Morgen Acker, 600 Morgen Wiesen, 1300 Morgen Wald. Vorzügliche Jagd!

Offert. erb. unter „S. N. 151“ an die Exped. d. Blattes.

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4—7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Flächenheizung ausgestattet. Sämmtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebenzulass versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Bog-ampfen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 91 B, 92, 93 und 44, Autoomnibus etc. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Ritterstrasse—Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird demnächst eröffnet und führt von der Dreibundstrasse, Ecke Katzbachstrasse, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Auskünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbüro u am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreibundstrasse u. Hohenzollernkaserne, Telefon Amt Tempelhof 627, und in dem Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Waschlletten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.

Im Nu

verschwinden alle Arten von Haut-
unreinigkeiten u. Hautausschlägen
wie Blütchen, Mitesser, Flechten,
Finnen, Pickeln, Pusteln usw durch
Gebrauch der echten

Steckenpferd- Teerschwefel-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul.
à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

Waffensammlung

hervorragend schön, aus dem Mittelalter, dar-
unter Prachtstücke aus der Sarazenenzeit, ist

zu verkaufen

durch

Alfred Heider, Berlin SW. II, Bernburger Strasse 91.

Wüßte

man, was die's vornehmmt. Charakt.-Beurt. so frappant ent-
halten —, mit welch' höher. Gedank. würde hier ein Seelenbild
erwartet. 20 J. brieff. Prosp. fr. P. Paul Liebe, Augsburg 1.



Ozono Heilbäder

Ozono - Sauerstoffbäder

für Nervöse und Herzkränke, überaus erfrischend,
p. Stück M. 1,90.

Fango di Battaglia,

seit über 20 Jahren erfolgreich angewandt bei Gicht,
Ischias, Rheumatismus, Frauenleiden, nach Ver-
letzungen usw.

Man verlange Prospekte von der

Fango - Import - Gesellschaft
Berlin S. 61. Abt. 2.

☛ Zur gefälligen Beachtung! ☛

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des

Verlag Georg Müller, München

bei. Wir empfehlen diesen Prospekt der besonderen Beachtung
unserer Leser.

Frage diesen Mann, Dein Leben zu deuten!

Seine geradezu wunderbare Macht, auf jede Entfernung hin die Zukunft zu deuten, setzt Alle in Staunen, die ihm schreiben!

Tausende von Menschen haben in allen Lebenslagen die Segnungen seines Rates genossen. Er sagt Dir, wo Deine Fähigkeiten liegen und wie Du erfolgreich sein kannst. Er erwähnt Deine Freunde und Feinde und schildert die guten und bösen Epochen Deines Lebens.

Seine Offenbarungen vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Ereignisse werden Dich in Erstaunen versetzen und Dir helfen. Alles, was er verlangt, ist nur Dein Name (eigenhändig von Dir geschrieben), sowie Dein Geburtsdatum und Geschlecht als Anhalt für seine Forschung. Geld ist nicht nötig. Erwähne den Namen dieses Blattes und Du erhältst eine Probe-Deutung umsonst. Willst Du Dir dieses besondere Anerbieten zu Nutze machen und eine Übersicht über Dein Leben erhalten, so sende einfach Deinem Namen sowie Adresse, Datum, Monat und Jahr Deiner Geburt; schreibe aber alles recht deutlich! Vergiße nicht zu erwähnen, ob Du Herr, Frau oder Fräulein bist und schreibe — aber eigenhändig — folgenden Vers ab:

Durch der Sterne Wissenschaft
Deutest Du das dunkle Leben.
Könnte Deine Zauberkraft
Meiner Daseins Schleier heben?

Wer mag, kann seinem Briefe 50 Pfennige beifügen (in Briefmarken seines Landes) für Portokosten und Schreibgebühren. Die Adresse lautet: Mr. Clay Burton Vance, Suite 5104 A, Palais Royal, Paris, Frankreich. Die Beifügung von Metallgeld unterlasse man aber. Die Frankatur für Briefe nach Frankreich beträgt 20 Pfennige.



Dr. Klebs Yoghurt

Bacteriol. Laborator. v. Dr. Ernst Klebs, München 33. H.

Präparate — von Aerzten selbst gebraucht u. verordnet — konzentr. Reinkulturen. Diätetisches Mittel 1. Ranges zur Reinigung der Säfte, zur Ausrottung der schädlichen Magen- und Darmbakterien, vorzüglich wirksam bei Magen- und Darmstörungen.

Y.-Tabletten 45 St. = 2,50 Mk.,
100 St. = 5,00 Mk.

Y.-Ferment zur Selbstbereitung v.
Y.-Milch = 2,50 Mk.

(ausreichend 3 Monate). In Apotheken und Drogerien; wo nicht auch direkt portofrei. Proben mit Zeugnissen über vorzügliche Erfolge kostenlos von

UNION-BANK

CENTRALE in MOSKAU

Volleingezahltes Kapital 30 000 000 Rubel
Reserven 5 281 523 „

Über ganz Russland ausgedehntes Filialennetz, 82 Filialen, 13 Agenturen.

Filialen in Deutschland: Berlin, Danzig, Königsberg.

Ausgedehnte Facilitäten für bankgeschäftliche Transaktionen mit Russland.

Union-Bank Filiale Berlin, Unter den Linden 53.


Licht-Spiele
Mozart-
Saal
Kollendorfsplatz

Das glänzende
Programm

PICCOLA
Schreibmaschine
 für Büro, Reise und Haus



hat die Vorzüge der bekannten teuren Büro-Schreibmaschinen bei **halbem** Preis bei **geringerem** Gewicht bei **kleinerem** Umfang

PICCOLA - Schreibmaschinen
 G. m. b. H., Berlin SW. 68 Z.

Innere, körperliche Reinlichkeit.

Kraft und unbestritten ist der Wert der äußeren Reinigung des Körpers. Neu und in ihrem Wert noch wenig erfasst ist der Begriff der inneren, körperlichen Reinlichkeit, womit eine ganz moderne, hygienische Forderung für Gesunde und Kranke aufgestellt wird. Noch lassen die meisten ungehemmt Verwesungsprozesse innerhalb ihres Körpers vor sich gehen.

Prof. Metschnikoff und seine Mitarbeiter im Inst. Pasteur haben den wissenschaftlichen Nachweis erbracht, daß die täglich neu erzeugten Darmtozine allmählich eine chronische Vergiftung aller Körperzellen und ein frühzeitiges Altern bewirken. Mit der Erkenntnis der Ursache des Uebels war dessen Bekämpfung rasch gefunden. Metschnikoff hat der biologischen Körperreinigung, d. h. der Bekämpfung der Fäulnisbakterien des Darms und deren Ersatz durch die Joghurt-Bakterien Welt Ruf verschafft.

Entsprechend groß ist die Ueberschwemmung des Marktes mit minderwertigen Produkten. Joghurt-Präparate können nur dann die giftigen Fäulnisvorgänge im Magen- und Darmkanal verhindern, wenn sie reichlich wirksame Reinkulturen der wärmeliebenden, unserer Körpertemperatur angepaßten Milchsäure-Bakterien enthalten.

Nur gewissenhafte, wissenschaftliche Reinzucht kann für wirksame Präparate bürgen. Nach neuesten, wissenschaftlichen Untersuchungen (Archiv für Hygiene 1913) können sachgemäß hergestellte Trockenpräparate von Joghurt (Tabletten und Fermente) Joghurt-Bakterien jahrelang in lebensfähigem Zustande besitzen.

Das Laboratorium von Dr. E. Klebs, München 33, fabriziert seit 18 Jahren als Spezialität bakteriologische Präparate. Deren in Deutschland und im Auslande eingeführte Joghurt-Präparate werden ständig von vielen Ärzten selbst gebraucht und verordnet, worüber glänzende Anerkennungen vorliegen.

Proben und Prospekte versendet das Laboratorium kostenlos.

HUGO KLOSE

==== **Kaffee - Grossrösterei** ====
Kolonialwaren - Grosshandlung

HAUPTGESCHÄFT:

BERLIN W. 66, Mauerstrasse 76, neben der Reichspost

KONTOR UND VERSAND:

BERLIN W. 66, Mauerstrasse 91

Tel. Amt Centrum 1416 und 194

Filiale A:

Wilmsdorf, Nürnbergerpl. 2
 Tel. Amt Pfb. 2490

Filiale B:

Charlottenburg, Kaiserdamm 115
 Tel. Amt Charl. 8473

Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank) Berlin Darmstadt

Düsseldorf Frankfurt a. M. Halle a. S. Ham-
 burg Hannover Leipzig Mannheim München
 Nürnberg Stettin Strassburg i. E. etc.

Aktien - Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausgabe von Welt-Zirkular-Kreditbriefen

Zahlbar an über 2000 Plätzen bei ca. 3000 Zahlstellen

Sanatorium
Kurhaus Buchheide
 — Stettin-Finkenwalde. —
 Für Nerven-, Erholungsbedürftige, Herz-
 und Stoffwechsellranke.
 Pension täglich 7-12 Mark
 Leitender Arzt: Dr. Mosler.

Zehlendorf-West b. Berlin, Tel. 125
Wald-Sanatorium Dr. Hauße

Persönliche ärztliche Behandlung.
 Ruhiger Landvaletenhalt unmittelbar a. Grünsfeld.

Thüringer Waldsanatorium **Schwarzeck**
Bad Blankenburg-Thüringer Wald
 Für Nerven-, Magen-,
 Darm-, Stoffwechsel-,
 Herz-, Frauenkr., Ader-
 verkalk-, Abhärt-,
 Erholg-, Mast- u.
 Entfettgsk. usw.
 Leitende
 Ärzte:
 San.-Rat Dr.
 Wiedeburg,
 Dr. Geetz,
 Dr. Wichura

respekt
kostenlos

Bibliotheken und Kupferstichsammlungen

sowie einzelne Stücke von Wert kauft stets
 zu hohen Preisen gegen sofortige Kasse
 das Antiquariat von
Paul Graupe, Berlin W. 35, Lützowstr. 38.

In jeder Kunsthandlung

**Seemann's
Farben-
Drucke**

Verlangen Sie sofort
 Katalog 1500 schwarze Abb. 1 Mk.
 von E.A. Seemann Leipzig

Saußtrinkturen



Radium-Bad Brambach 9. 10.
 Röntgenrich Sachsen.

Schriftsteller !!

Belletristik und Essays gesucht
 zur Veröffentlichung in Buchform!
Erdegeist-Verlag, Leipzig 13.

Reinhardsquelle bei Wildungen das Nierenwasser!

Wirkungen einer Hauskur:

Die außerordentlich wichtige und folgenschwere Nierenarbeit wird erleichtert und angeregt, die Zylinder, welche die Nierenkanälchen verstopfen, werden herausgespült, der Eiweißgehalt des Harns verliert sich, Beklemmungen und Atemnot nehmen ab, die überschüssige Harnsäure, welche die Ursache zu allen rheumatischen und gichtischen Leiden ist, wird abgetrieben. Gries- und Nierensteine gehen ohne besondere Schmerzen ab, das Drücken und Brennen beim Urinieren fällt weg, der Magen, Nieren und Blase werden gereinigt und der Urin wird klar. Es tritt ein Wohlbefinden ein, welches früher nicht vorhanden war.

Man frage den Arzt. — Ca. 30 Flaschen zu einer Hauskur. — Literatur frei durch

Reinhardsquelle G. m. b. H. bei Wildungen 4.

Reinhardsquelle erhältlich in Apotheken und Drogerien, wo nicht, Lieferung direkt ab Quelle.

Engroslläger in Berlin: J. F. Heyl & Co., Charlottenstr. 56. —
 Fr. M. Lehmann, Dortmunder Str. 11/12. — Joh. Gerold Nachf., Friedrichstr. 122.

Automobil - Versicherungs - Bureau

Bruno Fischer

Berlin W., Schöneberger Ufer 13

Telephon Amt Lützow 9350 und 6692.

Automobil-Versicherungen

- I. Gegen Beschädigung und Verlust durch:
1. Feuer, Explosion, Kurzschluss;
 2. Zusammenstoss mit anderen Fahrwerken;
 3. Diebstahl des Fahrzeugs oder einzelner Teile desselben;
 4. Gleiten und Schleudern auf schlüpfrigem Terrain;
 5. Karambolage mit Laternen, Prellsteinen, Strassenrändern;
 6. Abgleiten über Strassenböschungen, Absturz im Gebirge;
 7. Böswillige Beschädigung durch dritte Personen (Zerschneiden der Polster, Zertrümmern der Scheiben, unerlaubtes Inbetriebsetzen usw.);
 8. Nicht erkennbare Mängel an der Konstruktion und am Material usw.
- II. Gegen Beschädigung dritter fremder Personen auf Grund des Automobilhaftpflichtgesetzes

zu billigsten Prämien u. günstigsten Bedingungen.

ÖSTERREICHISCHER LLOYD, TRIEST

Expressverkehr nach Ägypten mit den neuen Luxus-Dampfern „Wien“ und „Melouan“, 10.000 Tons.

Ab Triest jeden Freitag, 1 Uhr nachmittags. Dauer der Seefahrt: Von Triest nach Alexandrien 78 Stunden, von Venedig nach Alexandrien 78 Stunden und von Brindisi nach Alexandrien 69 Stunden. Drahtlose Telegraphie an Bord.

Postlinie nach Syrien und Palästina über Alexandrien.

Ab Triest jeden Sonntag 1 Uhr nachmittags, über Gravosa (fakultativ), Brindisi, Patras, Alexandrien, Port Said, Jaffa, Kaifa, Beirut, Tripolis (Syrien), Alexandrette, Mersyn. Fahrtdauer Triest-Alexandrien 5 Tage.

Nach Konstantinopel. Jede Woche eine Eillinie und zwei Postlinien über Patras, Piräus (Athen), Smyrna, Salonik, etc.

Ermässigte Spezialfahrkarten mit Hotelverpägung: a) Triest-Korfu-Triest; b) Triest-Patras (Athen)-Triest; c) Triest-Cairo-Triest; d) Triest-Cairo-Athen-Triest.

Nach Dalmatien, Eilverkehr. Mit den neuen Dreischraubendampfern „Baron Gautsch“ und „Prinz Höhenlohe“ jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag 8 Uhr früh von Triest über Brioni, Pola, Lussinpiccolo, Zara, Spalato, Gravosa (Ragusa), Castelnuovo, Cattaro und retour.

Nach Dalmatien bis Spizza. Jeden Montag, 8 Uhr früh, von Triest bei Berührung von 30 interessanten Dalmatienhäfen, 5 Tage Reisedauer.

Neue Eillinie Dalmatien-Albanien-Korfu: Mit dem Doppelschraubendampfer neuester Konstruktion „Baron Bruck“ vom 5. Oktober an jeden Sonntag um 10 Uhr abends ab Triest über Zara, Sebenico, Spalato, Gravosa (Ragusa), Medua, Durazzo, Valona, St. Quaranta, Korfu. Fahrtdauer bis Korfu 4½ Stunden.

Über Dalmatien nach Korfu. Jeden Mittwoch, 3 Uhr nachmittags, von Triest, Anlauf von Dalmations Haupthäfen und albanesischen Häfen, 5 Tage Reisedauer.

Hundreisette erster Klasse durch Dalmatien bis Cattaro, 30 Tage gültig. Preis K 101,— einschliesslich zweitägigen freien Aufenthaltes im Hotel Imperial in Ragusa.

Prospekte gratis und Auskünfte bei den Generalagenturen des Oesterreichischen Lloyd: Berlin, Unter den Linden 47; Cöln, Wallrafplatz 7, Frankfurt a. M., Kaiserstrasse 31; München, Weiussstrasse 7, Hamburg, Neuer Jungfernstieg 7; Dresden, Alfred Köhn, Christiansstrasse 31; Leipzig, Friedrich Otto, Georgiring 3; Grestlan, Weitreisebureau Kap. von Kloch, Neue Schweidnitzstrasse 6, Wien I, Kärntnering 6; Genf, A. Nuprat, le Coaltre & Co., Grand Quai 24; Prag II, Wenzelsplatz 67.



Maximum-Juwelenbeleihung.

Wir beleihen Juwelen bis zu Hunderttausend Mark. Wir lösen auch Ihre Pfandscheine ein, wenn Sie uns im voraus die fälligen Zinsen bezahlen, und beschaffen Ihnen einen Ueberschuss, das Maximum, durch uns, Vermittlung b. Londoner Pfandhäuser, Arrangement u. Auszahlung Zug um Zug. „Maximum“, Behördl. concession. Vermittler Londoner Pfandhäuser, Mittel-Strasse 39. Telephon Amt Zentrum 4508.

Die FLEDERMAUS

mit ihrem Paradiesgarten • Unter den Linden 14

übertrifft Alles!

Hochbetrieb von 12 bis 4 Uhr

Neuer Deutscher Hausrat

Zweckmäßig, Schön, preiswert • Man verlange Preisbuch D 97 mit über 150 Bildern. Preis Mk. 1.80. Dazu D. Friedrich Naumanns neue Schrift (Preis 50 Pfennig)

Der Deutsche Stil

Deutsche Werkstätten

Hellerau bei Dresden • Berlin W., Bellevuestraße 10 • Dresden A., Ringstraße 15 • München, Wittelsbacher Platz 1 • Hannover, Königstraße 37 a

Die Lieferung erfolgt in Deutschland frei Bahnstation.

Schneiders Kunstsalon Frankfurt a. M.

Rossmarkt 23
Gemälde und Graphik I. Ranges.

25

kulturgeschichtlich u. literarisch interessante Werke zu stark herabgesetzten Preisen. Einmaliges Ausnahmeangebot für die Leser der „ZUKUNFT“!

Das Lieblingsbuch aller Freunde des sonnigen Südens u. antiken Kunstgenusses ist:

Italien von Prof. Dr. W. Deecke. Reich illustr. Prachtband, der den Leser in die Schönheiten der Italien. Welt u. römischen Kunst einführt und auch denen, die sich die kostspielige Reise nach dem Süden versagen müssen, vollgültigen Ersatz gewährt. In hübschem Prachtband gebd. statt 14 M. für nur 6,50 M.

Joshua Reynolds von Sir Walter Armstrong. Aus d. Engl. von E. v. Kraatz. Mit 52 ganzseitigen Illustrationen in Gravüre. Jeder Kunstfreund und Kenner möge sich rechtzeitig 1 Exemplar dieses Meisterwerks zum Vorzugspreise reservieren. In vornehmem Geschenkband gebd. statt 21 M. nur 7,50 M.

Im Goldland des Altertums. Grundlegendes Werk des bekannt. Afrikaforschers Dr. Carl Peters. Mit 50 Originalbildern, 1 Heliogravüre, 50 photograph. Aufnahmen und zwei Karten. Apart gebunden statt 16 M. nur 6,75 M.

Parsival, 15 Bilder zu Richard Wagners Bühnenweihfestspiel auf Karton mit 15 gezeichneten Texteinlagen etc. von Franz Stassen. Vornehmstes Prachtwerk in reicher Mappe, Format ca. 40 cm breit und 50 cm hoch. (Die drei ersten unserer Kunden, denen wir dies selten schöne Werk vorlegten, und zwar ein Arzt und zwei Juristen, bestellten sofort je 1 Exemplar.) Vorrat nur noch wenige, tadellos neue Exemplare. Statt 75 M. für nur 25 M.

„1001 Nacht“, das berühmteste und reichhaltigste Geschichtenbuch des Orients, in neuer Ausgabe von Prof. Dr. Gustav Weil. Nach dem Urtext vollständig und treu übersetzt. Mit über 700 Illustr. in 2 prächtigen Bänden mit Gold- und Farbdruck. Tadellos neue Exempl. Beide stattliche Bde. statt 24 M. für nur 16,50 M.

Die bayerischen Königsschlösser und ihr Schöpfer, der unglückselige, aber selten kunstbegabte König Ludwig von Bayern. Vornehmes Prachtwerk mit Titelbild in Gravüre, 40 Kunstbeilagen, 6 doppelseitigen Vollbildern und 518 Textill. Selten günstiger Gelegenheitskauf, statt 12 M. nur 3,25 M. Dazu bei Einzelbezug 50 Pf. Paketporto für d. umfangreiche Werk.

Englische Sittengeschichte, neue Auflage des Werkes: „Das Geschlechterleben in England“, von Dr. Eugen Dühren (Dr. med. Iwan Bloch). Ein grundlegendes Werk auf d. Gebiet der modernen Sittengeschichte. Vollständige Ausgabe in 2 eleg. Bde. gebd. statt 23 M. für nur 12 M.

Peter Nansen's drei berühmteste Romane: **Maria, Ein Buch der Liebe — Eine glückliche Ehe — Jules Tagebuch** — Realistische Schilderungen des Seelen- und Trieblebens der jungen Mädchen wie Ehefrauen. Preis d. fr. Ausgaben 2 M. bis 3,50 M., jetzt in ausserord. preiswert. Neuauflage pro Band nur à 65 Pf. Alle 3 Bände zusammen für nur 1,60 M.

2 sittengeschichtlich interessante Romane aus der Feder berühmter Autoren:

Die Nonne, kulturhist. Roman von Denis Diderot. Nach monatelanger Konfiskation wieder freigegeben. Preis früher M. 4, jetzt nur 65 Pf.

Tagebuch des Verführers von Sören Kierkegaard.

Preis d. früh. Ausgabe M. 5. Soweit d. kleine Vorrat reicht, für à 1,80 M.

Sacher-Masoch's gesammelte Werke, enthalten u. a.: Ein weiblicher Sultan. — Die Messalinen Wiens. — Die Satten und die Hungrigen. — Falscher Hermelin. — Geschichten aus der Bühnenwelt. — Kasnitz. — Die Seelensingerin. — Russische Hofgeschichten etc. Nur wenige Expl. Ausserordentl. preiswert; 14 hübsch geb. Bände in Kassette statt M. 70 für nur 18,50 M.

Unser Angebot betrifft eine beschränkte Zahl herabges. Werke, u. zw. durchweg in tadellosen, die Geschenkbücher in eleg. gebd. Exemplaren. Da meist gerade die wertvollsten Werke bald ausverkauft sind, sei sofort. Aufgabe d. Bestellg. empfohlen. Bezug gegen Einendg. obig. Beträge (bei Bestellg. von 10 M. u. darüber franko) od. geg. Nachn. durch Verlag

Dr. V. Schweizer & Co., Abt. 62, Berlin NW. 87, Repkowitzpl. 5,

Metropol-Palast

Behrenstrasse 58/54

Palais de danse Pavillon Mascotte

Täglich:

Prachtrestaurant

Reunion

::: Die ganze Nacht geöffnet :::

Metropol-Palast — Bier-Gabaret

Anfang 8 Uhr.

Jeden Monat neues Programm.

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



90% vom
Reingewinn
den
Verfassern
bei Herausgabe
ihrer

Werke in Buchform. Aufklärung
wird gern erteilt. In unserem Ver-
lage erscheinen B. Laue's Werke.
Verbreitung z. Z. 60000 Exemplare.
Veritas-Verlag, Wilmersdorf-Berlin.

Geheimwissenschaften.

Soeben erschienen:

Die Rosenkreuzer.

Ihre Gebräuche u. Mysterien.

Von H. Jennings.

2 Bde. 450 Seiten m. ca. 30 Ill. u. 12 Taf.
Eleg. br. M. 12.—, Geb. M. 14.—.

Kein Gebildeter, der sich für Mystik
interess. kann d. Buch ung-lesen lassen. Es
enthält ausserordentl. viel Interessantes aus
d. Geheimlehre u. Ob. d. Kunst Goldmachens,
Ob. d. Kabala, geheime Deutgn. d. Bibel etc.,
Stein d. Weisheit etc. Es ist d. erste deutsche
Buch Ob. d. es „Fürsten unter d. Mystikern“

Ausführl. kulturgeschichtl. Prospekts u.
Antiquarverz. grat. frko.
H. Barsdorf, Seiln W. 30, Barbarossastr. 2 II.

Autoren

Bestes Buchverlag günstigste Bedingungen
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
Berlin-Kalensee

Psoriasis

(Schuppenflechte), chron. Hautleiden
u. die auf harnsaurer Diathese be-
ruhend. Leiden (Nicht, Nierenaffekt,
Arteriosklerose usw.) heilt ohne Salben
u. Gifte m. etc. Methode Spezialarzt Dr.
P. E. Hartmann, Stuttgart-P. 102.
Postf. 125. Anskrikt kost. u. portofrei!

Trauungen in England

Reisebureau Arnheim -
Hamburg. 2, Hohe Bleichen 151

Für Gesellschaften. Skafte



Camphausen-Cönnchen-Siphon

Frisch, Sauber, Selbstbedienung,
keine wertvollen Bierreste.

Pilsner Urquell	5 Liter	M.
Kö nigberg, M. n. h. v. r. C. u. b. a. c. h. e. r	Siphon	8.10
Köst litz er Schwarzbier		0.25
Dunkles Lagerbier		0.25

frei Haus oder Bahnhof Berlin.
In hygienisch w. Blend. Weise abgefüllt
F. & M. Camphausen,
Berlin SW. 11. Tel. VI. 30-918.
Breslau, Hannover, Stettin.
Flaschenbier laut Preisliste.

Steuerberatung

In all' Ihren
Steuersachen vertritt und berät
Sie fachmännisch
das **Steuerkontor G. m. b. H.**
Berlin SW. 11, Großbasenstr. 65
Tel.: Amt Litzow 7395
Prospekt „D“ frei.

Inseraten-
Annahme für
 „Die Zukunft“ durch
Anzeigenverwaltung
Alfred Welner
 Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Pension, Ztr. 8740
 — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen. —

Heidsieck & Co. Reims

Walbaum, Goulden & Co. Successeurs
Maison fondée en 1785.

seit



1818

Monopole sec
Monopole goût américain
Dry Monopole

Vintage 1906.
Zu beziehen durch den Weinhandel.